

# ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 4. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 23. Januar 1864. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. X. Jahrgang.

## Vererbtes Leben.

Novelle  
von  
Theodor Reinwald.  
(Fortsetzung.)

IV.

### Zweifel und Räthsel.

Hinter der anscheinenden Ausgeglichenheit in Constanzens äußerer Stimmung verbarg sich dennoch eine qualvolle Unruhe. Eine schmerzliche Leere in ihrem Herzen machte ihr das Leben farblos und einsam, es gab Augenblicke, wo sie der leise Vorwurf beschlich, ihre Zukunft mit eigener Hand vernichtet zu haben. Obwohl sich mit diesem Gedanken keine Reue, keine Gesinnungsänderung verband, war er doch nicht minder niederdrückend.

Seit sie die gedruckte Anzeige vom Tode des Vormunds erhalten hatte, war wieder alles still; es schien, als sei auch Eduard Nieding nicht mehr unter den Lebenden; nicht einmal die odösen Beziehungen eines eingeleiteten Processus knüpften ihn an sie, und die bereits verstrichene Frist wurde von beiden Seiten schweigend, ohne Uebereinkommen verlängert. Eine unbestimmte Scheu hielt Constanzen von dem ersten Schritte zurück und in der Erwartung, daß ihn Nieding thun würde, verlor die Zeit unter peinlicher Spannung.

Constanze wünschte oft, daß Helmer wenigstens Niedings Namen nennen möchte, aber er that es nicht, entweder weil er in keiner directen Beziehung zu ihm stand oder weil er sie schonen wollte. Sie wußte nicht, ob sie ihm dies, wenn es der Fall war, Dank wissen sollte, denn ihr Stolz empfand das Mitleid, welches in dieser delicaten Verschwiegenheit verborgen war. Das drückende Bewußtsein, der Welt gegenüber für immer in eine schiefe Stellung gerathen zu sein, quälte sie, ohne jedoch ihre Entschlüsse zu erschüttern, nur vermehrte es ständlich den Mißmuth ihrer Seele.

Sie suchte die Einsamkeit mit dem Bedürfnis stolzer Herzen. Nicht um in überschwänglicher Empfindung ihrem Leid nachzuhängen, sondern um es vor den Blicken ihrer Umgebung zu verbergen, sah sie dort auf ihrem Lieblingsplatz am Ausgang des Parks, den schlummernden See vor sich. Die weite, offene Natur sprach wol zu ihr, aber die intensive Thätigkeit ihrer Gedankenwelt überhäubte diese leise, poetische Stimme für den Augenblick.

Der Abend war lieblich. Die leichtbewegte Luft kräuselte das Wasser in kleine Wellen, als ahnte sie die zarten Lämmerwölken am Himmel nach. Dieses Grau bedeckte die Mitte des Sees, während gegen das leichtere Ufer hin grünlich-violette und wieder bläulich-gelblichere Streifen spielten. Kleine weiße Segelboote schifften in der Entfernung, langsam und träumerisch, wie Vögel die in lautlosem Flug ihre Schwingen hegen. Die Alpenkette in ihrem tiefblauen Duft, eine zauberliche Kata morgana, mengte ihre Umrisse verschwimmend mit den bläueren Wolken und nach unten mit der hellgrauen Fläche des Wassers und warf dann den Refler ihrer ganzen dunkeln Masse als riesigen schwarzen Schatten in den See. Am jenseitigen Ufer küßte noch der letzte Goldschimmer das farbenreiche Laub und erleuchtete magisch die dazwischen hervorwachsenden Mauern, Thürmchen und Schweizerdächer.

Ein Ruder klatschte ganz in der Nähe; ein blau und weiß

bemalter Kahn stieß ans Ufer — der Assessor Paul Helmer sprang heraus. Er kam öfter auf diese Weise in die Villa; darin lag nichts Auffallendes. Aber heute vermied er den breiten Sandweg, der gerade zur Veranda führte, und ging auf Constanzens Sitz zu.

„Der Zufall will mir wohl, gnädige Frau; ich suche heute nur Sie allein, — gestatten Sie mir diesen lauschigen Platz mit Ihnen zu theilen? Ich bin der Träger einer delicaten Mission.“

Ein leises Zeichen gewährte ihm den Sitz an ihrer Seite, und während sie fragend und erstaunt zu ihm auf sah bemerkte sie den ungewöhnlichen Ernst in seinen Zügen, ja eine gewisse Spannung, die sich in seinem fest auf sie gerichteten Blick kundgab.

„Gnädige Frau,“ sagte er bedeutungsvoll, „ich komme heute im Auftrage Niedings. Er hat meiner Freundschaft die ebenso zarte als gefährliche Sendung anvertraut, Ihnen den Vorschlag zur Rücknahme Ihres grausamen Entschlusses, zur Vergebung zu überbringen!“

„Ich hätte erwarten dürfen,“ erwiderte Constanze nicht ohne Stolz, „daß Nieding eine derartige Botschaft durch keine Mittelsperson an mich gelangen läßt.“

„Sie würden also keine persönliche Bitte gütiger angenommen haben?“ fragte Helmer bedeutungsvoll.

„Vielleicht.“ Und sie vermied sein forschendes, feuriges Auge, als verletzten sie dessen blendende Strahlen.

„Nun denn,“ sagte Helmer, „dann ist Nieding in Ihren

Reize belebt durch die unwillkürliche Abspiegelung der erregten Seele.“

Ihr Schicksal kam ihm plötzlich ernst und traurig vor, und er beklagte die Fessel, unter deren Druck sie sich wand, von der sie sich zu befreien strebte. Aber befreien — sie konnte es ja niemals! Ihre Religion verurtheilte sie, die Fessel lebenslang zu tragen; auch wenn sie von Nieding getrennt würde, könnte kein anderer sie befreien! Vielleicht liebte ihr eben diese Vorstellung in Helmers Augen jetzt einen besonderen Zauber. Aber nein, sie belag auch Vorzüge, die er bisher nur übersehen zu haben meinte. Ihr reines Profil war ihm zugekehrt, ihr voller, schöner Arm und die zartgeformte Hand stützte den Kopf, dessen prächtigen Schmuck eine ungewöhnliche Fülle dunkler Haare bildete. Eine kurze Zeit betrachtete er sie, dann brach er das träumerische, gefährliche Schweigen.

„Was kann Nieding hoffen, gnädige Frau? — Dürfte ich ihn auf eine Vergebung vorbereiten?“

„Der Vergebung bedarf es nicht, wo kein Streit vorangegangen ist,“ entgegnete sie, ohne ihre Stellung zu verändern, mit unsicherer Stimme; „Nieding kennt meine Gründe und sollte sie achten.“

„Es kann nicht Ihre Absicht sein, mich mit dieser Antwort zu entlassen,“ sagte Helmer; „es wäre ein niederschmetternder Schlag für Nieding, der kaum dem Leben wiedergegeben ist. Er hat schwer und zum Theil durch Ihre Schuld gelitten, gnädige

Frau! Er kehrte von seiner so graulich gestörten Hochzeitsreise zurück, um den Heim tod, das Haus verödet, alle seine Hoffnungen zertrümmert zu finden. Hat Ihr Herz kein Mitleid für seine verlassene Lage?“

Constanze lächelte bitter. Der Gedanke, daß Laura Dorelli ihm in dieser Zeit nahe gewesen sein könnte, schoß wie ein giftiger Pfeil durch ihren Kopf.

„Ich zweifle nicht,“ sagte sie kühl, „daß Nieding nichts entbehrte; meine Gegenwart wäre wol überflüssig gewesen.“

Helmer verstand sie. Er las gleichsam durch ihr peinliches Erröthen hindurch den verwundenen Verdacht, der ihre Worte dicitirte. Obwohl er glaubte, Nieding habe mit Laura gebrochen, so wagte er doch nicht, dies bei dem Bankelmuthe seines Freundes und den rücksichtslosen Ansprüchen Laura's als gewiß anzunehmen; er schwieg also, da er Constanzens Worte nicht widerlegen konnte. Seine Sendung schien ihm beendet. Zudem er schied, nahm er eine erhöhte Bewunderung mit sich, denn die Festigkeit des Willens zeigte sich ihm bei ihr in verklärtem Lichte.

Es war ihm auch, als sei er ihr jetzt näher getreten, durch diese Stunde zu ihrem Vertrauten geweiht worden; ihr Gesicht wurde ihm wichtiger, und mit dem Wunsch, ihr Freundesdienste leisten zu dürfen, vermischte sich ein wärmeres, halbunbewußtes Verlangen, für das er noch keinen Namen hatte.

Er verließ sie, nachdem er ihre Hand an die Lippen gedrückt, rasch und verwirrt. Sein feuriges Auge suchte ihn in der Dämmerung verschwimmende Gestalt noch, als er den Kahn losband und durch den nebelumschleierten See forttruderte, der seinen spielenden Farbensglanz schon verloren hatte.

Constanze sah sich in ein Chaos geworfen; es umschwirrte ihre Sinne, verdunkelte ihren Blick, raubte ihr die stärkste Stütze — ihren Stolz! Sie kam sich schutzlos und verlassen vor, gedemüthigt vor sich selbst und vor — Helmer; der letzte Gedanke verwundete sie am tiefsten.

Mit übervoller Brust kam sie zu ihrer Tante; ihr halbunterdrückter Seufzer verrieth ihre wogende Unruhe.

„Du hast Kummer?“ fragte die alte Frau mild.

„Ja, rathe mir, ich kann das Rechte nicht finden,“ verjeszte



„Gestatten Sie mir diesen lauschigen Platz mit Ihnen zu theilen.“

Augen entschuldigt und Ihrer Vergebung gewiß; er wäre allerdings selbst gekommen, gnädige Frau, um seine Sache zu führen; allein er ist es in diesem Augenblick nicht im Stande und konnte doch seiner schmerzlichen Sehnsucht keinen Aufschub mehr gestatten.“

„Welche Abhaltung wäre in diesem Falle wichtig genug?“ entgegnete Constanze mit einiger Härte die Ahnung des Wahren von sich weisend.

„Die giftigste, gnädige Frau! Nieding ist eben erst von einer lebensgefährlichen Krankheit erlunden, die ihn durch sechs Wochen darniederhielt, und selbst jetzt besaß er kaum so viel Kraft, um mir die Aufträge zu ertheilen, mit denen ich hieher geeilt bin.“

Constanze sah zu Boden. Der Kampf zwischen ihrem angestammten Stolz und der Güte ihres Herzens, zwischen verletztem Selbstgefühl und weiblichem Edelmuthe prägte sich auf ihrem sonst so ruhigen Gesichte aus, der rascherer Athem, die zuckende Wimper verrieth die Bewegung, welche die Lippen noch zu äußern verschmähten. Helmer sah sie zum erstenmale so, heraustrretend aus den gewohnten Schranken sicherer Beherrschung. Sie erschien ihm mit einmal neu, anders, ihre anspruchlosen

fie gepreßt. Friedrich Reiland, der im ephemertrankten Fenster lesend saß, wollte das Zimmer verlassen.

„Weiben Sie,“ sagte Constanze drängend, „auch Sie sollen mir raten, Friedrich! Vielleicht sind wir Frauen nicht fähig, in so ernsten Dingen den richtigen Standpunkt zu erfassen.“

„Ich danke Ihnen für dieses Vertrauen, Constanze!“ „Wo,“ sagte sie aufgeregt, „soll ich die Richtschnur für meine Handlungsweise erblicken? Ich bin schon zu weit gegangen, um widerrufen zu können, mein Stolz ertrüge es nicht, eine niedrig gestimmte, rachgütige Nebenbuhlerin fürchten zu müssen, und doch fange ich an zu glauben, daß ich ein schweres Unrecht an Nieding begangen habe. Meine Härte hat ihn beinahe dem Tode preisgegeben. Seine Worte tönen mir jetzt im Ohr nach; er nannte mich herzlos, meineidig.“

„Das Wort ist hart,“ sagte die alte Frau, „aber es greift am wirksamsten in Dein Gewissen, mein Kind. Sieh, hättest Du Nieding als Braut aufgegeben, hättest Du selbst noch am Altar „nein“ gesagt, oder ihm jenen Brief gezeigt — er hätte entweder verstimmen und sich freigeben oder sich genügend rechtfertigen müssen. Aber Du hast gelobt, ihm anzugehören und Dein Gelübniß gebrochen! Ein Schwur ist etwas Großes, Heiliges, ob er nun vor Gott oder Menschen, Lebenden oder Todten geschworen ist.“

Bei diesen Worten zuckte Reiland. Die Dämmerung ver barg sein Erblicken, aber seine Stimme bebte als er, die Hand auf seiner Mutter Arm legend, sagte: „nicht wahr, es ist etwas Unerbittliches um einen Schwur? Und wenn er auf der Seele brennt und sie folttert, er darf doch nicht gebrochen werden, daß würde noch härter breimen. — Ob vor Gott oder Menschen, Lebenden oder Todten!“

Er wiederholte diese Worte wie vertklingend vor sich hin und ließ den Kopf in beide Hände sinken.

„Weshalb fragst Du mich so? Mein Gott, Friedrich, wie Deine Hand zittert! was hast Du?“

„D nichts, nichts! — Du läst mich nicht!“

„Du quälst mich, mein Sobn; denn ich sehe Dich leiden und kann Dir nicht helfen, weil Du kein Vertrauen zu mir hast.“

„Laß mich, laß mich fort!“ sagte er fast wild, indem er sich verflücht erhob und hinanzeilte. Draußen lehnte er seine Stirne an die Mauer und sagte halblaut mit feuchender Brust: „Großer Gott, ich habe nicht Kraft genug; die Last ist zu schwer für mich!“

Drimmen blieb es eine Weile still, todtensill. Dann erhob Constanze ihren gesenkten Kopf und sah ihre Tante leise weinen.

„Was war das? Was hat Friedrich?“

„D frage mich nicht!“ sagte die arme Mutter bekümmert; „so ist er schon öfter gewesen, so unbegreiflich und erbarmenswerth zugleich. Ich werde kein Wesen nicht enträthseln — niemals! Aber es schneidet mir in das Herz, ihn so zu sehen. Ach, was ist aus meinem süßen, offenen Knaben geworden!“

Ueber diesem mütterlichen Leid vergaß Constanze für den Moment ihr eigenes. Doch in dieser Nacht tönte es immerfort in ihrem Herzen nach: „Du hast gelobt, ihm anzugehören und Dein Gelübniß gebrochen.“

„Inzwischen überbrachte Helmer so schonend als möglich seinem Freunde das Resultat seiner Sendung.“

„Also unerbittlich — verloren auf immer!“ rief Nieding leidenschaftlich gereizt und zugleich schmerzlich enttäuscht; „sie verwirft mich, sie, die mein guter Engel hätte werden sollen! Ist denn in ihr jede Erinnerung ausgelöscht? Sind wir nicht zusammen aufgewachsen in diesem Hause? War ich nicht ihr Bruder, ihr Jugendfreund?“

„Du hast noch nicht alles verloren,“ sagte Helmer beschwichtigend, „nur müßt Du Deine Sache selbst führen. Das ist keine gewöhnliche Frau, Nieding; sie ist es werth, daß man sich ihren Besitz durch Opfer erringt.“

„Ich weiß es,“ versetzte Nieding gefaßter; „aber ich hoffe ebendarum nichts. Was ich auch immer sagen und thun könnte, sie würde mir mißtrauen. Sie wähnt mich noch an Laura gekettet und doch habe ich mit ihr längst alle Verbindung abgebrochen, sie seit Monaten nicht mehr gesehen.“

„Und doch, lieber Freund,“ sagte Helmer, „ist der Schein gegen Dich. Laura hat nun einmal Dein Verderben beschlossen; sie spinnt Ränke und sorgt dafür, daß die Welt an die Fortdauer Eures Verhältnisses glaube. Vor einigen Stunden noch wußte ich dies selbst nicht; jetzt dagegen weiß ich, daß sie ihre wohlüberlegten Pläne verfestigt.“

„Sage mir die Wahrheit, Helmer, ich beschwöre Dich!“

„Nun denn! Kann hat Signora Torelli Deine Erkrankung erfahren, als sie sich unbestimmten Urlaub erbat, mit der offenen Bemerkung: einen kranken Freund zu pflegen, und die Welt glauben ließ, sie sei hier bei Dir.“

„Es ist eine schändliche Unwahrheit!“

„Ich glaube Dir, daß Du dem widersprichst, was Du nicht weißt; leider ist es dennoch Thatsache, daß Laura hier war, daß sie viele Stunden Deiner Bewusstlosigkeit an Deinem Lager saß und nur entschlipfte, wenn Du hellere Augenblicke bekamst.“

„D! es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein,“ stöhnte Nieding. „Wer behauptet es?“

„Dein alter Arzt, den ich auf dem Wege hieher traf, versichert, die Signora selbst eines Tages im Anfang Deiner Krankheit hier getroffen zu haben und als er ihr ziemlich unverbolen andeutete, daß ihre Anwesenheit unschädlich und unzulässig sei, habe sie so laut ihren Jammer und ihre Klagen geäußert, so sehr die Untröstliche gespielt, daß er endlich aus Rücksicht für Deine Ruhe in ihr Bleiben willigte.“

„Und das erfahre ich erst jetzt,“ sagte Nieding wie gebrochen; „nun ist es natürlich, daß Constanze nach solcher Beschimpfung sich mehr als je weigert, mein Weib zu sein. O, dieser Dämon weiß sich entschuldig zu rächen.“

„Es müßte schlimm stehen,“ bemerkte Helmer, „wenn nicht endlich das Odlere siegen sollte. Constanze und Laura stehen auf zu entfernten Polen, als daß die Eine die Andere berühren könnte. „Schöne Deine Kraft jetzt. Constanze wird sich überzeugen lassen.“

„Ich wollte jetzt die Kraft eines Löwen haben, um diese Schlange zu zermalmen!“

Helmer verließ den Tiefaufgeregten und nun wich auch die Anspannung seiner Nerven. Nieding war noch nicht genug hergestellt, um solche Gemüthsbewegungen zu ertragen. Er wandte an das Fenster und legte seine Kopf an den Rahmen. Es hämmerte in seiner Stirne, wie es unten in den rastlosen Werkstätten hämmerte; glühende Funken tanzten vor seinen Augen und das Sieden der Dampfessel schien dicht vor seinem Ohr zu brausen. Das brennende Verlangen verzehrte ihn, zu Constanzen zu eilen, die wie ein mildglänzender Stern durch den Hölle aufbruch in seinem Innern leuchtete. Der Luftzug

zerrüllte das blonde Haar auf seiner blassen Stirne und halb unbewußt flüsterte er: „Constanze! Du willst also nicht mein Genius werden!“

Hinter ihm machte ein leiser Tritt das Parquet knistern, eine seidene Schleppe rauschte und er fühlte eine Hand auf seiner Schulter.

„Die Rolle Ihres Genius habe ich mir vorbehalten,“ sagte eine melodische Stimme.

Er bebte zurück wie vor einem Geiste. Laura Torelli stand vor ihm. Sie war schön, süßlich und zugleich dämonisch schön in ihrer wundervollen Haltung, den schwarzgelockten Kopf zurückgeworfen wie im Triumph, das funkelnde Auge auf Niedings Gesicht gerichtet, wie die Schlange, die ihr Opfer bezaubert. Aber die Bezauberung wirkte nicht mehr. Ein reinerer Hauch hatte längst Niedings Herz berührt. Constanze war doch sein Genius, obgleich sie es nicht sein wollte.

„Was suchen sie hier, Signora,“ sagte er frostig; „seit wann ist es Sitte, so in das Zimmer eines Kranken zu dringen?“

„Ein Kranker, der sich so sorglos der Abendluft aussetzt, um geliebte Namen zu flüstern, hat nichts mehr zu fürchten.“ Lachte sie höhlich; „ich habe manche Stunde hier bei Ihnen gewacht, Eduard, und bin nun hier, mir Ihren Dank zu holen.“

„Wenn Sie meine Delirien belauscht haben,“ erwiderte Nieding mit schwer verhehlter Verachtung, „so haben Sie ohne Zweifel die Wahrheit gehört, daß ich Sie jetzt ebenso sehr verabscheue, als ich Sie sonst zu lieben meinte, daß ich im Fiebertraum stets zwischen meinem guten und meinem bösen Engel — zwischen Ihnen und meinem Weibe stand! Sie wußten, welches Unheil Sie mir durch Ihre Gegenwart zufügten und dennoch kamen Sie. Dieses Haus ist dadurch beschimpft, meine letzte Hoffnung zerstört. Lassen Sie es nun genug sein und verlassen Sie mich.“

„Sind Sie toll, Nieding!“ sagte sie leichtsin; „machen Sie keine wirkliche Feindin aus mir. Nur so lange ich bei guter Laune bin, ertrage ich Ihre Schmähungen.“

„Giebt es wirklich noch eine Schmähung für Sie? Weiß die Geliebte des Herzogs von R... und des Grafen von S... noch, was Schmach ist? — Ach, Signora, seit ich wußte, mit welcher vornehmen und zahlreichen Nebenbuhlerin ich mich messen sollte, seitdem verachtete ich Sie und darum, nicht um Constanze Werner allein, habe ich Sie gemieden!“

Laura biß die Lippen zusammen und lächelte dann wieder. Mit den Enden ihres Shawls tändelnd sah sie zu Boden; zwischen den langen, aufgebogenen Wimpern beobachtete ihr sammetschwarzes Auge Niedings Bewegungen; sie hoffte noch durch den verführerischen Reiz ihrer Miene zu siegen; der ganze Hochmuth einer in ihren Erfolgen sicher gemachten Kokette drückte sich auf ihrem classisch geformten Gesicht aus, dessen matte Olivenfarbe der Zorn röthete.

„Noch einmal, Signora, verlassen Sie das Haus!“ sagte Nieding, und als sie wieder blieb und ihr Lächeln noch höhlicher wurde, ging er entschlossen auf den Tisch zu und faßte den Griff der Glocke. Nun sprang sie plötzlich auf, wie eine angeschossene Löwin, und fiel ihm in den Arm; aber es war zu spät. Das Zeichen rief den Diener herbei.

„Den Wagen der Signora — sogleich!“ befahl Nieding. Dann bereite er seinen Arm von dem ihren und mit einer Stimme, in der seine ganze Entrüstung wogte, sagte er: „künftig sollen meine Thüren sorgfältiger bewacht sein, Signora!“

Laura sah sich allein gelassen. Sprachlos vor Wuth starrte sie die Thüre des Cabinets an, durch die Nieding verschwunden war. Man melbete ihren Wagen und überreichte ihr ein Billet. Sie sah es hastig an und erkannte ihr eigenes, das sie Constanzen vor der Trauung geschickt hatte. Mit einem unterdrückten Schrei zerriß sie es und ließ es an der Lampe auf Niedings Tisch aufflammen, während sie die Treppe hinabrauschte. Als sie zu Hause anlangte, war das kostbare Sattuch von brüsseler Ranten in ihrer Hand in Stücke zerrissen; aber sie fuhr doch eine halbe Stunde später in die Oper und entzückte das Publikum durch ihren herrlichen Gesang.

V.

Am See.

Am folgenden Tage brachten die Zeitungsblätter der Residenz zwei Artikel, die gewaltig, aber in entgegengesetzter Weise auf Constanzens Gemüth wirkten.

Zuerst hieß es: „Nach mehrwöchentlicher Entbehrung wurde uns gestern in der Oper wieder ein hoher Geniüß geboten. Signora Torelli trat nach längerem Urlaub, der diesmal nicht der Erholung oder einem Gastspiel, sondern einem kranken Freunde gewidmet war, wieder als Desdemona auf. Neben der außerordentlichen künstlerischen Singsleistung ist es das meisterhafte Spiel, wodurch Signora Torelli in dieser Rolle unübertroffen dasteht. Die schmelzende Weiblichkeit, die hinreißende Anmuth ihrer Desdemona ist um so bewundernswürdiger, als wir Gelegenheiten hatten, die Künstlerin auch in der Darstellung des heterogensten Charakters — der Lucretia — zu bewundern, wo es gerade wieder das Dämonische, schauerlich Große ist, wodurch sie unsterbliche Siege erringt. Die Künstlerin wurde an diesem Abend mit Blumen überschüttet zc. zc.“

Jetzt war es also außer Zweifel; was Constanze nur als unbestimmten Verdacht in sich getragen, hier wurde es in die Welt hinausgerufen, die Schuld Niedings und ihre Schmach gleichsam wie etwas Selbstverständliches verkündet, sein Verhältniß zu Laura schleierlos erwiesen — oh es war nicht möglich, jetzt noch zu verzeihen! Ein eisiger Hauch wehte sie an; die Verachtung zog so kalt durch ihre Seele. Die glühende Bitterkeit im Herzen erstarrte an diesem Hauch wie ein Lavaström und umschloß es mit neuer Härte.

Aber als sollte dieser unnatürliche Panzer wieder schmelzen, gab es in den Spalten desselben Blattes noch eine Nachricht anderer Art.

„Gestern am Abend,“ lautete der Bericht, „brach in dem Wohngebäude des jungen Fabrikbesizers Eduard Nieding, eine halbe Stunde vor der Stadt, plötzlich Feuer aus. Es entstand in dem Schlafzimmer des Herrn vom Hause durch eine bisher unermittelte Veranlassung und wäre bald von den heftigsten werthesten Folgen geworden, indem Herr Nieding, kaum von einer schweren Krankheit genesen, sich bei Entstehung des Feuers in seinem anstossenden Cabinet befinden haben muß, wo ihn ent weder eine Schwäche übermannt oder der Rauch betäubt hat, so daß man ihn benutzlos und halb erstickt fand und er seitdem in Folge eines Rückfalls fast an seinem Aufkommen zweifeln läßt. Das Feuer wurde bald gelöscht, ohne bedeutenden Schaden angerichtet zu haben!“

Ohne den Zusammenhang zu kennen, der zwischen diesen beiden mit grausamer Unbefangenheit gegebenen Notizen waltete, fühlte Constanze doch wieder eine Wahnung in der Brust.

Das Mitleid, der mächtige Factor im Herzen einer Frau sprach für Nieding, so schuldig er auch eben noch geschienen und wie erst, hätte Constanze die Wahrheit gefannt! Hätte sie gewußt, daß es eben die äußerste Aufregung bei dem Auftritte mit Laura gewesen, welche Niedings geschwächte Kraft erschöpfte, so daß er in dem Augenblick in seinem Cabinet zusammenbrach, wo Laura Torelli den Brief, den er ihr zustellen ließ, an der Lampe verbrannte und achtlos die glimmenden Reste auf den Teppich fallen ließ. Der Luftzug ergriff die halbverbrannten Stücke und fachte die Funken neu an, der Teppich fing Feuer, dann die Gardine an Niedings Lager und dann das Bett selbst. Die mitergriffenen Tapeten jagten die schon kräftigere Flamme zum Fenster, wo sie endlich vom Fabrikhose aus bemerkt wurde. Der dicke Qualm drang in das Cabinet, dessen Thüre schon zu brennen anfing, und vollendete die Betäubung Niedings, der dann bei allen angewandten Hülfeleistungen nur zu erneuter Fieber erwachte.

Hätte Constanze dies alles gewußt — es würde ihr nicht länger Zweifel über ihre Pflicht gestattet haben. So aber bemitleidete sie den „schwachen Mann“ bloß, anstatt ihn, wie vorher zu verachten und was sie in ihrer stolzen Sicherheit an ihr „Schwäche“ nannte, war doch der beste, stärkste Beweis einer moralischen Kraft gewesen, die sie wol nicht in Niedings Charakter voraussetzte, von der sie nicht wußte, daß sie selbst ihn eingebaucht habe.

Stolze Herzen haben oft die Eigenheit, daß sie sich für das Mitleid, das sie gewähren, gewissermaßen durch eine geringere Achtung entschädigen, während doch meist da, wo sie unbedingt hochachten und bewundern, ihr weiches Mitgefühl selbstverständlich geboten wird.

Constanze gestand es sich selbst nicht ein, daß sie heimlich widerlegt, überzeugt zu werden wünsche, und doch fürchtete sie jede Erwähnung dieser Ereignisse als demüthigend.

Indes wurde ihr jede Demüthigung dieser Art bis zum Abend erspart. Kein Besuch störte heute das stille Leben in der Villa. Reiland war seit früh in der Residenz und erst als die Sonne schon ziemlich tief sank, kehrte er zurück und brachte Helmer mit.

Heute war die Begegnung für Constanze peinlich. Ohne Zweifel hatte er die Blätter gelesen — er wußte also um den ihr angehanen Schimpf sowohl, als um Niedings Unfall. Und es war in der That so. Der scharfsichtige Helmer errieth die Alternative, in der sie sich befinden mußte: neuerdings verlegt zugleich aber zu milder Rücksicht aufgefordert worden zu sein. „Was wird sie jetzt thun?“ fragte er sich selbst. Als er sie dann blaß und nachdenklich, aber fest wie immer erblickte, fragte er nicht mehr; ihr Entschluß ließ sich auf ihrer Stirne lesen. Es war noch dieselbe, Nieding hatte nichts gewonnen!

Reiland schlug eine Kahnfahrt vor, wie sie oft an schönen Abenden von den vier jungen Leuten unternommen wurde. Constanze, obwohl nicht gerne, willigte Abelsheit zu Liebe ein die sonst ebenfalls zu bleiben erklärte.

Der alte, vertraute Schiffer, braun und nervig, die breite Brust offen, einer jener biberben Bewohner dieser Gegend, die in seinem ganzen Wesen schon etwas an den Aelpler mahnte, setzte sich zurecht, die Pfeise gestopft und angebrannt, und saß gleichmüthig zu, wie die beiden Paare sich niederließen, und dann begann er kräftig, mit jener Leichtigkeit, welche die Gewohnheit gebot, den smaragdgrünen See zu durchdröbern. Die beiden leichten Arme gingen in regelmäßigem Tactschlag auf und nieder und spielend glitt der Kahn weiter, während das Ruder tief in die Welle schlug und der Schaum in Perlen abrollend ineinander greifende Ringe bildete, die weiter und weiter, bis an den Rand hin sich dehnten.

Die Sonne war gesunken, aber noch nicht ganz hinab; sie wirkte noch durch feenhafte Lichter und sandte schräge Goldstrahlen auf die Baumwipfel und Dächer. Der zauberische Farbenton des Sees wechselte mit jeder Minute. Eben noch durchsichtig smaragd, war er nun plötzlich von gesättigtem Tiefblau und ziehenden Wolkenschichten warfen wandelnde Schatten von Grau darüber.

Eine fast andächtige Stille beherrschte die kleine Gesellschaft im Anfang. Endlich brach Reiland das Schweigen. Er beugte sich zu Constanzen und sagte mit erhellter Miene: „Es ist der letzte Abend, den ich für längere Zeit hier lebe; morgen gehe ich nach der Residenz, um dort in der großen Krankenanstalt thätig zu sein.“

„Sie haben diesen Plan rasch in Ausführung gebracht,“ erwiderte Constanze weniger überrascht als unzufrieden; „aber mich dünkt, Reiland, Sie hätten jetzt nicht gehen sollen.“

„Mutter tränkelt; sie wird mit jedem Tage tiefsinniger, schwermüthiger; mir ahnt nichts Gutes.“

„Ich sehe es, wie Sie,“ sagte er wieder finster, „und wie ich dabei empfinde, weiß nur der Schöpfer und ich allein. Aber ebendarum muß ich fort. Dies mit ansehen — ich kann es nicht.“

„Sie sind ein Räthsel; man müßte Ihnen um dieser geheimbaren Kalttherzigkeit gram sein, wenn es nicht klar zu Tage läge, daß Sie leiden, tief und verborgen leiden! Ich habe Ihnen mein Vertrauen ohne Vorbehalt geboten, wollen Sie es mir erwidern? Was quält Sie, was treibt Sie von hier fort?“

„Ich kann es nicht sagen, es ist der Fluch meines Lebens, daß ich es schweigend tragen muß,“ erwiderte Reiland mit verdunkelter, fast von Verzweiflung entstellter Miene, „zuweilen denke ich mit Wollust daran, daß mein Beruf mir gestattet, läßt das Leben preiszugeben. Der Tod nur entseiget meine Lippen.“

„Großer Gott, Friedrich, warum das!“

Mit diesem Ausruf sah ihm Abelsheit angstvoll ins Gesicht, trotz ihrer Unterhaltung mit Helmer hatten seine Worte ihr erreicht. „D geh' nicht,“ bat sie bewegt, „nicht in dieser Stimmung!“

Er legte den Arm um ihren Leib und sah sie mit einem Blick an, in dem rasch aufeinander Entzücken, Qual und Willkraft leuchtete. „Wirst Du mich vermissen?“ fragte er, „ist meine Gegenwart wirklich etwas, Du süßes, sanftes Kind?“

„Deine Abwesenheit wird mich traurig machen,“ sagte leise, wie um ihn zu beruhigen.

„Traurig!“ sagte Reiland bitter, indem er sie hastig ließ, „Du bist mehr mitleidig als aufrichtig, Abelsheit! Als ich mich kennen lernte, da war Dein junges Herz schon von schon erfüllt von Gefühlen, die dem Bruder nichts mehr übrig ließen, als den Abhub. Du würdest schnell vergessen, was so spät nahe trat!“

„Ich liebte Dich ja seit meiner Kindheit, Friedrich! Du bist, Deine Briefe, wie waren sie mir vertraut, wie sind unzutrennlich von den Tagen meiner frühen Jugend — thust mir weh mit diesen Zweifeln!“

Er schweigte und starrte in die wirbelnden Kreise, die die Wasser bewegten. — Inzwischen suchten in der eingetretten Halbämmerung Helmers glühende Blicke Constanzens gesenkte Augenlieder zu heben. Die Magie dieses Blickes war mächtig — doch sie widerstand ihm noch. Zum erstenmale fühlte sie Nothwendigkeit, ihm zu widerstehen. Das war kein Augenblick...

das man offen und sicher schauen konnte; die brennenden Funken darin hatten beinahe etwas Gefährliches. Helmer sah, daß sie traurig den letzten Erfahrungen nachgrübelte, daß sie tief gekränkt in ihrem Stolz auch ihm jetzt kein Wort gönnen wolle, das den peinlichen Gegenstand betreffen hätte.

Zu seiner Macht lag es, sie von der herbsten Täuschung zu befreien, Nieding in ihren Augen zu entschuldigen, zu verteidigen. Was er gestern noch nicht konnte, das wollte er heute nicht.

Er zwang endlich ihr Auge dem seinen zu begegnen und dann ihre Lippen zu entfesseln. Hingegeben dem Eindruck des Moments, in dieser poetischen, jetzt schon mondbeglänzten Umgebung, erschien ihm Constanze, deren geistiger Zauber ihm lange schon gefährlich war, auch schön.

Daß sie einem andern gehörte? Was that es? Strebte sie doch selbst, das Band abzustreifen! Er dachte jetzt nicht weiter. Nur berührte ihn ihre Nähe so unwiderstehlich und ihre Worte, aus denen ihr tiefer, reicher Geist wehte, umfingen ihn mit immer neuen Fesseln.

Es wurde stiller, kühl, dämmeriger. Der Mond zitterte im See und zog einen langen, silberblitzenden Streifen durch die Wasseroberfläche, ungewisse Lichter schwebten über den Ufern, wo hie und da ein glänzender Knäuel von einem Thürmchen, eine weiße Mauer, ein blinkendes Fenster leuchtend hervortrat, indes rückwärts dunkel und massig die Alpen am Horizont aufstiegen, in ihren malerischen Einselpartien verhäult, aber in den äußeren grotesken Linien scharf am blassen Himmel gezeichnet, wie von schwarzem Griffel in weißer Fläche.

Stumm und traurig blickte Adelheid in die still-beredete Natur. Ihr Herz war schwer — die Erkenntniß von Helmers Abfall war ihr in dieser Stunde geworden.

Und nicht nur in ihrer Brust allein hatte dieser Abend den Schmerz angeregt; jeder von ihnen allen hatte einen Blick in sein Herz gethan und — geittert!

Der alte, braune Schiffer allein sah noch so gemächlich zu, wie früher, als jetzt seine Muder stillstanden und die Gesellschaft ausstieg; seine Pfeife glühte noch und mit treuherzigem Gruß ging er von dannen, so kräftig-jorglos der kleinen Hütte zu, wo ihn ein halb Duzend kindlicher Stimmen froh begrüßte.

VI.

Ein stiller Kampf.

Nach Reilands Abreise lag es schwül über den Bewohnern der kleinen Villa. Die alte Frau sank zusehends in sich zusammen, wie eine Pflanze, die man des Stabes beraubt hat; sie plagte nicht, sie litt auch nicht körperlich, aber man sah, daß ihr Mutterherz krank war — krank an den Zweifeln und Täuschungen, in die es aus seiner warmen Hoffnung auf den Sohn gerathet worden war. In raschem Fortschritt verdunkelte sich ihr Auge, doch mit diesem Uebergang vom Dämmer zur völligen Finsterniß ward ihr der helle innere Blick gewährt. Ihr Geist schwang sich über die gähnende Kluft der Jahre hinüber und verweilte an der jenseitigen Grenze, wo das Bild ihres dunkel-löthigen, lieblichen Knaben ihr entgegenwinkte, seine zärtliche Stimme ihr Ohr liebte und sie wieder in seine offene, klare Seele schauen konnte. In diesen Momenten fragte sie nicht um die Räthsel, die das Dasein ihres Sohnes umgaben, aber wenn er kam und die tröstliche Vision verschwand, da fühlte sie den grellen Contrast zwischen ihrem holden Knaben und diesem düstern Mann, der niemals eine unbefangene, heitere Jugend gekannt zu haben schien. Ihre Gedanken widmeten sich so ausschließlich diesem Kinde, das durch den Trennungsschmerz und die Entbehrung vieler Jahre ihrem Herzen näher gestellt worden, daß ihr das plötzliche Verstummen von Adelheids Frohsinn darüber entging. Sie sah das schwermüthige Lächeln ihrer Tochter nicht, und fühlte sie auch nicht den Druck, der ihr junges Gemüth belastete, nur Friedrich, Friedrich allein füllte ihr Denken aus, die Schatten auf seiner Stirne beunruhigten sie.

Adelheid zog sich traurig zurück. Ihr Leid gestattete keine Mittheilung, denn die Einzige, der sie hätte vertrauen mögen, — Constanze — sie war es ja eben, die ihr dies Leid unbewußt zuzugäbe, denn um ihre Willen wandte sich Helmer treulos ab.

Jedes verschloß also seinen Kummer in sich. In Constanzes zurückhaltender Natur lag ohnedies wenig Aufmunterung; sie selbst hatte nur selten das Bedürfniß sich auszupredigen.

Indes arbeitete und gährte es in ihr unaufhörlich. Sie bestand sich in einer eigenthümlichen Gemüthsverfassung, wie vor einem bedeutamen, entscheidenden Ereigniß, einem Umsturz der Dinge. Zuweilen empfand sie eine feierliche Ruhe, einen reinen Hauch, eine gewisse gehobene Stimmung, etwas Unbeschreibliches in der Seele, mit nichts zu vergleichen, als mit jenem hehren Moment in der Natur, der dem strahlenden Aufgang der Sonne vorangeht. Zuweilen aber wieder wehte es schwül über ihr hin, wie vor dem ausbrechenden Gewittersturm und sie schloß die Augen, als fürchte sie schon den Blick niederfahren zu sehen.

Nie noch war das Gleichgewicht ihrer Seele so gewaltig gestört worden — was sie jetzt empfand, war durchaus neu, mächtig und räthselhaft, herb und süß, ein Schwanken, wie zwischen Glück und Schmerz.

Zum erstenmale wagte sie nicht, nach dem Grunde ihrer seltsamen Stimmung zu forschen.

Es giebt solche vorbereitende Zustände, welche einer neuen Phase des Seelenlebens vorangehen und nur einer Secunde bedarf es oft, um die volle Erkenntniß hereinbrechen zu lassen.

Constanze saß allein in ihrer Lieblingslaube, deren Gewinde von Nachtschatten und Passionsblumen schwerlich Verwicklungen die Sonnenstrahlen abwehren. Der gewundene Kiezweg verbergte sich in dem dichten Strauchwerk, aber er knirschte unter dem Tritt eines Nahenden, und Constanze schrak zusammen. Kamte sie diesen Schritt? Weshalb strömte es plötzlich glühend durch ihre Adern und übergoß ihr Gesicht mit tiefer Röthe? Weshalb zitterten ihre starken Nerven?

Helmer trat in die Laube, und jetzt war Constanze schon wieder blaß, ihr mächtig schlagentes Herz schien sie des Athems zu berauben. Helmer erkannte diese Bewegung; sein feuriger Blick verhielt ihre Gestalt, wie sie sich halb unwillkürlich erhob, halb niedergehalten von lähmender Ueberraschung blieb und nur leise erbehte. Das war nicht mehr die kühle, sichere, stolze Constanze Nieding, in deren Nähe er sich stets an die trennenden Schranken gemahnt fühlte — das war ein schönes, mädchenhaftes Weib, dessen Herz sich regte und unter dieser Bewegung erzitterte. Helmer kam sich in diesem Augenblick vor wie Pygmalion, der den ersten Lebenshauch seiner Galathea belebte; der eitle Triumph, das Herz eines stolzen Weibes gewonnen zu haben, berauschte ihn. Indes wagte er doch nicht, die verrätherischen Anzeichen, die so deutlich aus Constanzens Verwirrung sprachen, so zu benützen, wie er es wünschte. Er dachte mit einem Seufzer des Auftrages, womit er gekommen

war. Mit einer Zartheit, wie sie nur ihr, die er doch mit vergeistigter Leidenschaft umfassen mußte, zu Theil werden konnte, ließ er ihr Zeit, sich zu sammeln, bevor er sich abermals als Abgesandten Niedings erklärte. Es gab keine wirksamere Dämpfung für ihre und seine Empfindungen; Niedings Name verlöschte den Lichtfunken in Galathea's Marmoradern — sie war wieder das kalte Bild.

Was hat Nieding mir zu sagen — wie steht es um ihn? Helmer bewunderte die schnelle Fassung, die Ruhe, welche aus dieser Frage heraussprang.

„Leider, gnädige Frau,“ sagte er, mit erzwungener Gleichmüthigkeit nur den Freund und Botschafter spielend, „ist Nieding noch nicht im Stande zu reisen; sonst wäre er gewiß nicht mehr meiner Vermittelung bedürftig. Aber es ist eine Bedingung, an der seine Gesundheit hängt, von Ihnen freundliche Worte zu vernehmen. Diesmal ist es ein schriftlicher Auftrag, der mir geworden ist, die erste, bedeutende Anstrengung, der sich Nieding unterziehen konnte.“

Constanze nahm den Brief aus Helmers Hand und eine Secunde berührten sich ihre Finger wie im elektrischen Rapport; beide zuckten und der Brief fiel zur Erde.

„Zu Ihren Füßen liegt Niedings Gesuch,“ sagte Helmer sich langsam darum niederbeugend, „ein Platz, den er selbst einnehmen sollte! — Er ist doch noch glücklich, denn er hofft immer noch, O wissen Sie auch, daß ich grausam gegen die Versuchung angekampt habe, diesen Brief — nicht zu überbringen?“

„Aber Sie haben gegiebt und ich — danke Ihnen dafür!“ „Wie doppeltüchtig ist dieser Dank, gnädige Frau! Dürfte ich ihn doch nach meiner Weise auslegen.“

Sie antwortete nicht. Der Wuth fehlte ihr, auf diesem gefährlichen Felde auch nur noch so kurz zu verweilen. Gleichgültig und kühl warf sie eine Bemerkung über Niedings Befinden hin, während sie sein Schreiben uneröffnet in der Hand behielt. Helmer fühlte sich in seiner Eitelkeit gekränkt ohne ihr gleichwol zürnen zu können. Er hätte doch Welten darum gegeben, aus ihrem undurchdringlichen Antlitz den Widerschein eines Gefühls zu lesen, das ihn ermutigt hätte. Ihre reine, gesenkte Stirne, ihr ruhiger Blick, ihre halbgeöffneten, thauigen Lippen, selbst die wieder zurückgekehrte gleichmäßige Farbe ihrer Wangen — alles drückte den festen Willen aus, jeden schmeicheln Versuch von sich abzuweisen. Dieser Contrast zwischen ihr und ihm, der bei ihrem Anblick sein Innerstes in Gluth auslodern fühlte, reizte seine verwöhnte Eigenliebe, ungeachtet der wahren Verehrung für diese Frau. Er gestand es sich in diesem Moment zum erstenmale unverhohlen, daß sie ihm theurer sei, daß er noch kein Weib so feurig mit der Seele umfaßt habe. Aber weil auch noch keine außer ihr ihm so stark entgegengetrebt, so mußte er in ihr verschlossenes Herz den Brand werfen, der ihn selbst ergriffen hatte. Sie fühlte und verstand die glühenden Blicke, welche auf ihr lagen. Jetzt strömten alle die Vorgefühle der leistunglosen Zeit in der momentanen Erkenntniß zusammen, daß Helmer ihrer Ruhe gefährlich geworden sei. Das war der plötzliche, strahlende Sonnenaufgang in ihrer Brust! Aber dann kam auch der erwartete Blick — und alles veranft in Nacht und Grau.

Es ist kaum glaublich, welche tiefe, gewaltige Affecte sich in wenige Minuten zusammenbrängen können, welche Phasen die Seele durchläuft während der Dauer weniger Athemzüge, wie eine neue Welt in der Menschenbrust entstehen und vernichtet werden kann, während der Puls nur wenige Schläge macht.

„Dieser Brief,“ sagte Helmer ihr beharliches Schweigen brechend, „entscheidet nun wol das Geschick zweier Menschen!“

„Mein Geschick war schon lange entschieden,“ versetzte Constanze traurig aber fest, „daß Nieding immer noch versucht, was doch vergeblich sein wird, ist nicht meine Schuld.“

„Sie sind also unerbittlich gegen ihn,“ sagte er mit tiefem Ton und einem seelendurchdringenden Blick, „erschrecken Sie nicht über das Urtheil, das Sie sich selbst damit sprechen?“

„Ich wußte ja von Anfang, was meine Zukunft sein wird.“ „O nein, nein!“ rief er, „es kann nicht sein! Sie können über Ihre Zukunft nicht schon den Stab brechen; Sie, mit Ihrem reichen Herzen und Gemüth, mit Ihrem schönen Geist, sollten das Leben so hinschleppen gleich einer seelenlosen Maschine? Sie werden das Licht des Lebens erst kennen lernen, Constanze — Sie haben noch nicht geliebt!“

Eine jähe Röthe stieg in ihre Wangen. Ihr Name schlug, zum erstenmale von seinen Lippen gesprochen, tösend und verlegend zugleich an ihr Ohr. Seine Hand hatte die ihre gefaßt, und von diesem Druck ging der elektrische Strom in alle Nerven ihres Körpers über; es war ein Schauer, gemischt aus Wonne und Abscheu, denn indem sie ihm die Hand entzog empfand sie das ganze Unrecht, das er ihr zuzugäbe. Der Stolz verlieh ihr die Kraft zu dieser strengen Entagung — auch nicht ein Schatzen durfte auf ihr Gewissen fallen, auch nicht den kleinsten Theil eines glücklichen Moments durfte sie sich gestatten.

„Sie entziehen mir Ihre Hand, Constanze?“ sagte Helmer mit seinem flammenden schwarzen Auge ihre gesenkten Lider magnetisch anziehend, „mißzönnen Sie mir nicht dieses kleine Zeichen von Gunst; zürnen Sie nicht, daß ich es wage, an eine Zukunft für Sie zu denken! Haben Sie nicht längst gefühlt, daß unsere Seelen sich verstehen, daß ein geistiges Etwas zwischen uns besteht — darf ich mit dem Vorrechte eines Ihnen geistig Verwandten nicht auf eine Zukunft hoffen? Sie ist ein weites, schrankenloses Feld, sie giebt Sie frei, Constanze!“

„Niemals!“ entgegnete sie mit helbenmüthiger Anstrengung eine Kälte heuchelnd, die sich wie ein starrer Frost auf ihre Herz legte, „ich werde immer wissen, was ich muß; ich wollte für mich keine Freiheit erringen, nur sie Nieding zurückgeben war mein Wille; seine Religion gestattet ihm, Gebrauch davon zu machen. Außerdem werde ich nie vergessen, daß ich gebunden bin und — ich hoffe, nichts weiter sagen zu müssen, um der Schonung gewiß zu sein.“

Helmer trat zurück. Mit gepreßter Lippe und finsternem Blick, verwundet in seinen eiteln und kühnen Gedanken und doch unfähig mehr zu wagen, fand er sich an der Grenze seines Eroberungsplanes und ob auch sein Interesse für diese Frau mit rein geistigen Elementen gemischt gewesen war — er hatte doch andere, weitaußgehende Hoffnungen in sich getragen, die sie jetzt mit einemmale niederschlug. Er faßte die Größe des Opfers nicht, womit sie ihn von sich wies. Sie war auch zu einfach und wahr in der Tiefe ihres Wesens, um noch weiter eine vergebliche Scene heraufbeschwören zu wollen, die ihm ihre Handlungsweise erklärt hätte; ihr genügte der Sieg über sich selbst und über seine unedle Absicht. Sie wußte, daß sie nun an Werth in seinen Augen verloren habe, aber das eben mußte so kommen; es war gut, es war recht so. Der Kampf war beendet, die Versuchung war vorbeigegangen; was auch ihr Schicksal noch weiter sein sollte — kein Gewissensvorwurf lastete auf ihr!

Und als sie sich allein sah und in ihrem einsamen Versteck

den Brief ihres Gatten las — da dankte sie erst dem Himmel für die Kraft, rein und stark geblieben zu sein. Niedings Worte enthielten die leidenschaftliche, aber wahrheitsstrenge Rechtfertigung von seiner scheinbaren Schuld, und die anbietende Liebe, die ihr aus jeder Zeile entgegenathmete, die warme, vertrauensvolle Bitte, womit Nieding jetzt nochmals sein Schicksal in ihre Hand legte, in ihr seinen Schutzgeist erblickte — alles das sprach jetzt zu ihr mit mächtiger Stimme. Sie neigte demüthig das Haupt, um das ihr bestimmte Geschick auf ihre Schultern zu nehmen. Seit sie den glühenden Hauch der Versuchung gefühlt und ihre Nerven unter den machtvollen Empfindungen erbeben gefühlt, die nimmermehr in ihrer Brust Raum finden durften, seit sie wußte, was es heißt, schwach zu sein, betrachtete sie Niedings frühere Fehltritte nicht mehr so hart und streng. Kein günstigerer Moment konnte sich für die Bitte ihres Gatten finden, als dieser, wo sie, gleichsam zerklüftet von dem Bewußtsein, in der Versuchung geschwankt zu haben und doch auch in dem befriedigenden, erhebenden Gedanken an ihren Sieg, empfänglich für die Vertheidigung, geneigt zur Entschuldigung sein mußte.

Ja — sie wollte vergeben und vergessen, sich fügen und ihrem Schwur treu sein!

Nieding bat sie, ihre Entscheidung brieflich an ihn zu senden, und erst wenn diese eine günstige sei, werde er selbst kommen. „Ist das Glück Deines Besitzes, Deine vöthige Vergebung mir erst gesichert,“ schrieb er, „dann ist auch die wirksamste Arznei gefunden und neues Leben wird meine Adern erfüllen und mir die fehlende Kraft einhauchen!“

So schrieb denn Constanze unter dem Einflusse ihrer jetzigen, verwandelten Stimmung verbindende Worte, die ihr selbst Erleichterung brachten. Ihr Stolz war gebrochen — und er ist immer eine starke Fessel für die Seele; — sie fühlte sich geboten von besseren Entschlüssen, befreit wie von einem Druck. Der kurze, ängstliche Traum der jüngsten Vergangenheit schwebte vorbei und — zerrann.

(Fortsetzung folgt.)

Eine glückliche Familie.

Man begegnet im Leben zuweilen Familien, die gefeit scheinen gegen alle kleinlichen Necessitäten des Lebens, gegen alles Ungemach, denen es überall nach Wunsch geht und deren Mitglieder untereinander verbunden sind durch die innigste, aufopferndste Liebe. Einer hat für den andern die zartesten Rücksichten, einer ist entzückt von den Vorzügen des andern und bemüht, sie in Gesellschaft in das schönste Licht zu setzen. Jedes Mitglied der Familie, ja man könnte sagen jeder zum Haushalt gehörige Hund oder Vogel, ist umgeben mit einem Glorienhaine der Vollkommenheit. Die Töchter heirathen nach der Wahl ihres Herzens und dennoch gerade die Gatten, welche die Aeltern, wenn sie nur allein zu entscheiden gehabt, unter allen Männern des Erbbodens für sie ausgesucht hätten. Die Söhne weichen auch nicht ein Haarbreit von dem Pfade ab, den der Vater ihnen als Lebensweg vorgezeichnet hat. Die im Hause lebende Nichte ist der Abgott der Familie, der helfende Genius der Hausfrau, die Freundin der Töchter. Die Wohnung ist allerliebst gelegen, die Gesellschaftszimmer elegant und mit Geschmack möblirt, während jeder noch sein eigenes comfortable eingerichtetes Zimmer besitzt. Die wohlgefüllte Casse des Hausherrn sieht Gattin und Kindern stets mit der größten Bereitwilligkeit offen, sie machen jedoch davon nie einen für seine Wünsche ausreichenden Gebrauch, denn sie besitzen das Talent stets die besten und wohlfeilsten Quellen aufzufinden und alle ihre Bedürfnisse, so zu sagen, um das halbe Geld zu kaufen. Im überfülltesten Badeort finden sie schöne Zimmer zu mäßigen Preisen, selbst die Elemente scheinen sich den glücklichen Menschen besonders günstig zu erweisen, wer hätte schon gehört, daß sie bei einer Reise, bei einem Spaziergange durch Regenwetter gestört worden wären? Es geht ihnen eben alles nach Wunsch und man fragt sich, ob es denn die Günst des Schicksals oder ihre eigene Vortrefflichkeit sei, die ihnen ein so beneidenswerthes Loos, ein Paradies auf Erden bereite. Man betrachtet sie beschämt und doch nicht ganz ohne Neid, nimmt sich vor, nach besten Kräften ihnen nachzueifern, sucht ihren Umgang, ihre nähere Bekanntschaft — und hat damit den ersten Schritt gethan zu einer Entzauberung, die nicht lange auf sich warten läßt.

Der aufmerksame Beobachter sieht gar bald hinter die Coulißen der niedlichen Familienbühne, auf welcher Eitelkeit und Hochmuth als Regisseur agiren, und bemerkt da gar seltsame Dinge. Man ist keineswegs so zufrieden wie man sich den Anschein giebt, damit, daß die „geliebte Maria“ den „theuren Eduard“ geheirathet, „die sanfte Emma“ ist ihrem „vortrefflichen Paul“ mit dem größten Widerstreben zum Altare gefolgt und der „hoffnungsvolle Sohn“ bereitet den Aeltern täglich neues Herzeleid. „Die liebe Nichte“ ist das Aschenbrödel des Hauses, der Blüthleiter aller übeln Laune, sie schläft auf dem Boden, denn die Wohnung hat außer den vordern Brunkgemächern nur noch einige kleine erbärmliche Zimmerchen, in denen man sich wohl oder übel zusammenzuechtet. Die kleinlichste Dekonomie herrscht im Haushalte, um den Aufwand nach außen zu ermöglichen. Selbst in der widerspänstigsten Ständeverammlung kann es bei der Verathung des Budgets nicht so hart hergehen, als wenn Mutter und Kinder von dem Hausherrn Geld begehren, was er, beiläufig gesagt, auch wenn er wollte, selten geben könnte, da in seiner Obatulle gewöhnlich eine bedeutende Ebbe ist. Das stereotyp Lächeln, die freundlichen, zuvorkommenden Manieren legt man ab mit den Gesellschaftskleidern und zeigt sich im engsten Kreise innerlich wie äußerlich in einem keineswegs gewählten Negligé. Mit einem Worte, in der Nähe betrachtet, schwindet der Nimbus einer solchen „glücklichen Familie“ und man ist recht zufrieden mit der eigenen Mittelmäßigkeit und Unvollkommenheit, die doch wenigstens die Ueberzeugung gewährt, daß der Schmerz ein wahrer Schmerz, die Freude eine wirkliche Freude ist.

[677]

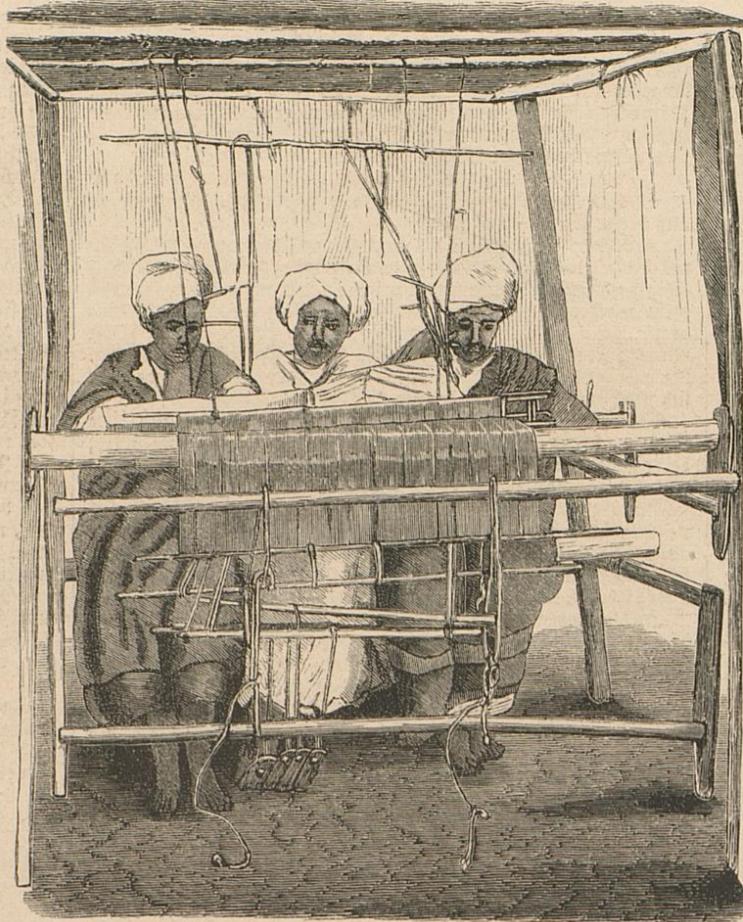
Rashmir und seine Shawlmanufaktur.

Mag man die Mode immerhin launenhaft und unbefändig nennen, mag man ihr Schuld geben, daß sie namentlich im Gebiete der Toilette morgen verwerfe, was sie heute begünstigt, so muß man doch zugeben, daß es selbst hier Gegenstände giebt, deren langjährige Rechte sie unangefochten läßt, weil ihr Solider, allgemein anerkannter Werth imponirt und jeden Wechsel

überdauert. Ein solcher Vogel Pöbnir der Toilette ist der „echte Kashmirshawl“, nach dessen Vaterland wir heute unsere Leserinnen, und zwar nicht auf den Flügeln des Dampfes, sondern auf dem noch schneller befördernden Zaubermantel der Phantastie, führen, von dessen Fabrication wir sie unterhalten wollen.

Das eigentliche „Kashmir“ ist ein im nordwestlichen Theile Indiens belegenes, von zwei mächtigen Ketten des Himalaya-Gebirges umschlossenes Thal, das sich ungefähr 1000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt. Es wird seiner ganzen Länge nach durchflossen von dem Flusse Dschilun oder Behat (dem Hydaspes der Alten), der in der Mitte den Walar- oder Wüllersee bildet und im Osten das Thal durch den engen Paß Baramula verläßt, um seine Gewässer dem Indus zuzuführen. Das Thal von Kashmir, welches durch hohe Berge vor den Stürmen der Außenwelt geschützt, nur durch wenige beschwerliche Pässe zugänglich gemacht wird, ist die herrlichste, gesegnetste Gegend der ganzen Erde, ein großer Garten, den die Natur angelegt, um unter dem Schutze des lieblichsten, gefündesten Klimas alle von den Europäern gekannt und geschätzten Blumen, Pflanzen und Früchte hervorzubringen. Eine prächtige Staffage zu dieser lachenden, wohlangebauten Landschaft bilden die Berge, welche nach Norden mit ewigem Schnee bedeckt, nach Süden mit dichten Waldungen bewachsen sind, wo Lawinen donnernd herniederrollen, Felsen sich aufstürzen, Gletscher hervorströmen, Wasserfälle rauschen, sich mit einem Worte die Natur in ihrer ganzen Großartigkeit entfaltet.

Die Bewohner Kashmirs sind ein von den Hindus, wie von allen andern umwohnenden Nachbarn in Sprache, Sitte und Farbe wesentlich verschiedener Menschenschlag, der zum Theil berühmt wegen seiner Schönheit ist. Namentlich machen die Frauen diesem Rufe Ehre, während die Männer kräftig, thätig und betriebsam, dabei aber von einer maßlosen Vergnügungslust und durch ganz Asien wegen ihrer Falschheit und List berüchtigt sind. Die jetzt am meisten verbreitete Religion ist der Islam, obgleich die gegenwärtigen Herrscher demselben nicht huldigen, sondern der Religion des Sikhs angehören.



Weben des Kashmirshawls.

der für die geringsten Unregelmäßigkeiten der Arbeit ein scharfes Auge haben und für genaue Ausführung des Modells, wie für richtige Farbenwahl sorgen muß. Wird ein neues Muster gearbeitet, so sagt der Ustad seine Untergebenen in einem eigenthümlich singenden Ton vor, welche Figuren sie zu arbeiten, welche Farben sie zu nehmen haben.

Sind die einzelnen Stücke eines Shawls vollendet, so kommen sie in die Hände anderer Arbeiter, die sie zu einem harmonischen Ganzen zusammennähen. Auch an diesem schwierigen, langsam fördernden Werke sind stets mehrere, ebenfalls von einem Werkmeister beauftragte Arbeiter zugleich thätig, die bei dem größten Fleiße jeder kaum täglich drei Arras (einen Silbergroßen) erwerben. Durch dieses Zusammenlegen aus mehreren Stücken entsteht die dem Kashmirshawl eigenthümliche und als Kennzeichen seiner Echtheit dienende Unregelmäßigkeit des Gewebes.

Der fertige Shawl wird mit einem Aufguss von Reis befeuchtet, der jedoch von den zur Versendung nach Europa bestimmten Shawls wieder abgespült wird, dann kommt er nach dem Zollhause, um dort gestempelt und versteuert zu werden, und endlich schreitet man zu dem wichtigen Geschäfte der Verpackung. Zu diesem Zwecke wird jeder Shawl auf einem am Boden liegenden Teppich sorgfältig zusammengefaltet und zwischen jede Lage, wie auch außen herum, Papier gelegt. Hierauf kommt er unter eine Presse, wird fest mit Schnüren umwunden und endlich mit einer aus Filz, Baumrinde und starker Leinwand bestehenden äußeren Hülle versehen. Diese Ballen werden durch Coolies transportirt, welche in etwa zwölf Tagen den Weg von Kashmir nach Yemma zurücklegen. Hier werden die Shawls nochmals einer genaueren Besichtigung unterworfen, dann durch Ramele nach Lahore oder Amistris und von dort, gegenwärtig durch die Eisenbahn, nach Calcutta und Bombay befördert, wo man sie von ihrer ersten Emballage befreit und in eiserne Kästen packt, denn nur so werden sie von den nach Europa segelnden Schiffen mitgenommen.

Ein echter Kashmirshawl von erster Qualität kostete 1000 bis 1500 Thlr., zuweilen noch mehr, doch hat man



Rumberg Singh, Maharadschah von Kashmir.

Natur nur vor den entzückten Augen eines Sterblichen ausbreiten kann. Die Stadt Kashmir liegt an den Ufern des süßen Sees ungefähr zwei Meilen vom Gebirge entfernt, das sie wie in einem Halbkreise umrahmt und auf dessen Abhängen sich köstliche Gärten und Landhäuser befinden. Die Häuser sind meistens von Holz, aber sehr hübsch und bequem, ja elegant gebaut und häufig drei Stockwerke hoch, wer aber braucht in Kashmir des Hauses zu achten, da jedes derselben umgeben ist von einem herrlichen Garten, wo in balsamischer Luft sich beständig das lachendste Frühlingsbild ausbreitet.

Das Maharadschathum Kashmir hat auf 4500 Quadratmeilen 10 Städte und 2000 Dörfer. Unter der gegenwärtigen milden und verständigen Regierung beginnen Ackerbau, Fabriken und Handel sich wieder bedeutend zu heben. Von den verschiedenen Zweigen der Industrie, mit denen man sich in Kashmir beschäftigt, interessiert uns jedoch vorzüglich einer — die Fabrication der echten Shawls, wodurch Kashmir schon seit Jahrhunderten Weltberühmtheit erlangt hat.

Das Material zu diesem kostbaren Gewebe liefert eine besondere Art von Ziegen, welche sich meist in den Hochebenen Tibets finden. Nur die unter dem langen Ziegenhaar sitzende Wolle eignet sich zur Fabrication des Shawls und wird sehr theuer bezahlt, dennoch ist ihr Preis in keinem Verhältniß zu den Kosten, welche die Arbeit verursacht, nicht etwa, weil die Arbeiter so ausgezeichnet bezahlt würden, sondern weil ihr Werk äußerst langsam von Statten geht. Der zum Weben des Kashmirshawls dienende Stuhl besteht aus einem Rahmen, vor welchem drei Arbeiter auf einer Bank sitzen. Diese arbeiten mit langen, schweren Schiffchen, wenn sie jedoch bunte Muster hervorbringen wollen, mit so vielen hölzernen Nadeln, als Farben vorhanden sind; das Verfahren gleicht dem Kloppein. Je mehr Figuren hineingewebt werden sollen, desto langsamer geht die Arbeit von Statten, so daß bei den schönsten Shawls drei Arbeiter oft nicht mehr als täglich 1/4 Zoll vollenden und in einem Jahre kaum einen solchen Shawl zu liefern vermögen. Geringere Sorten, an denen auch nur zwei Arbeiter thätig sind, werden dagegen 6—8 in einem Jahre geliefert. Die feineren Shawls werden in einzelnen Stücken auf mehreren Stühlen gewebt, wobei die Arbeiter von einem Ustad (Werkmeister) beaufsichtigt werden,



Frau aus Kashmir.

Kashmir hatte bis in das sechzehnte Jahrhundert seine eigenen Könige aus dem Hindustamm, dann kam es unter die Herrschaft der Mongolen, hierauf unter die Vormüßigkeit der Afghanen, deren barbarisches Regiment das Land trotz seiner reichen Hilfsquellen sehr herab brachte. Auch diese Herrschaft erreichte jedoch ihr Ende durch die Eroberungen der Sikhs, unter deren Scepter Kashmir sich noch befindet.

Rumberg Singh, der gegenwärtige Maharadschah von Kashmir, ist jetzt acht und zwanzig Jahre alt und befindet in seiner hohen, gebietenden Gestalt, wie in seinen schönen, intelligenten Gesichtszügen eine nicht gewöhnliche geistige Begabung, die sich aber in noch weit höherem Maße äußert in allen seinen Neigungen und Beschäftigungen, in allen Maßregeln, die er nimmt, um das Wohl seiner Unterthanen zu befördern. Er liebt und sucht den Verkehr mit den Europäern, empfängt die nach Kashmir kommenden Reisenden auf die zuvorkommendste Weise, giebt ihnen, obgleich seine Religion ihm selbst verbietet, mit Andersgläubigen zu essen, die glänzendsten Feste und ladet sie ein, recht lange die reine Vergnügung seiner Hauptstadt Kashmir zu genießen. Und diese Einladung ist verführerisch genug, denn sie wird unterstützt von allen Reizen, welche eine üppige



Zusammensetzen des Kashmirshawls.

sie von geringerer Güte zu den verschiedensten Preisen, schon von 5 Thlr. an. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts versuchten Franzosen Kashmirziegen nach Frankreich zu überführen, jedoch die Thiere acclimatirten sich schwer, auch verstand man die Zubereitung des Haars nicht, so daß die aus letztem gefertigten Shawls kein befriedigendes Resultat lieferten. Wenig später erwies sich der Erfolg einer andern Speculation, das Material direct aus der Heimath zu beziehen und in Frankreich zu verarbeiten. Seit Jahrzehnten verfertigt man deshalb die sogenannten Chales imités, die als orientalische Shawls in den Handel kommen. Der echte orientalische Shawl unterscheidet sich jedoch von dem imitirten durch größere Weichheit, durch Muster und Farbenpracht, so wie durch die bereits erwähnte, von der Zusammenlegung aus mehreren Stücken herrührende Unregelmäßigkeit des Gewebes. Die inländische Fabrication der Shawls hat indeß den Webern in Kashmir bedeutenden Abbruch gethan, denn während unter der Mongolenherrschaft 40,000 Webstühle thätig gewesen sein sollen, deren Zahl allerdings unter dem Druck der Afghanen auf 16,000 herabsank, sind jetzt in dem ganzen Lande nur noch 5000 thätig.

## An leerer Wiege.

Er starrt in den sinkenden Tag hinaus.  
Vom Kirchhof kam er unlängst nach Haus,  
Dort hatte schon frühe, bei weichender Nacht  
Der Todengräber ein Grab gemacht,  
Und in das Grab so enge und klein,  
Da senkt er den kleinen Sarg hinein.  
Der kleine Sarg sah so rührend aus,  
Geschmückt mit dem ersten Weischenstrauß  
Und den vollen Kränzen aus Tannengrün

Sie schließt die Augen. — „Wie ist mir doch —  
Vor kurzem war ich ja Mutter noch!  
Mein guter Mann — wie er selig war  
Am Tage da ich das Kind gebar!  
Im Leben vergesse ich nicht den Ton,  
Mit dem er jauchzte — Es ist ein Sohn!  
Ich hatte den Knaben so warm gehegt,  
Ihn mit Wärme genährt, mit Liebe gepflegt,  
Ich sah ihn lächeln und fröhlich gebeihn ...  
Der Sarg — er lief ja fast schon allein ...  
Wie ist mir doch ... das Kind ward krank,

## Das letzte Lebenswohl.

An einem Januarabend des Jahres 1781 befand sich in dem Salon der Marquise de Simian in Paris eine kleine Gesellschaft, bestehend aus der Herzogin de Maufrigneuse, der Baronin de Sourivan, der Gräfin Blinville mit ihrer Tochter Charlotte und der Marquise di Campioni, einer florentinischen Edeldame, welche einen Winter in Paris verlebte. Die Marquise de Simian liebte es, trotz ihrer achtzig Jahre, Jugend, Schönheit und Heiterkeit um sich zu versammeln, sie war durch Temperament wie durch Gewohnheit eine abgefagte Feindin jeder Unterhaltung, welche ernst oder gar traurig stimmen konnte, und hatte sich auch für diesen Abend ausbedungen,



An leerer Wiege.

(Es ist März, wo noch wenige Blumen blühen).  
Der Todengräber warf dann in Ruh  
Die Grube wieder mit Erde zu  
Und legte Rasen darüber her,  
Und — der Vater ist nun nicht Vater mehr!  
Er starrt hinaus in das Abendroth  
Und denkt: „Wie hart ist doch der Tod. —  
Ob freudig ein junges Leben sproßt,  
Bald sengt es Gluth, bald knickt es Frost ...  
Allmächtiger, der Du uns weh gethan,  
Nimm Dich der leidenden Mutter an!“

Ich reichte ihm bitteren Heilungsstrank ...  
Umsonst — umsonst — seine Wiege ist leer —  
Wir haben nun keinen Engel mehr!  
O Gott, was that Dir mein Glück zu Leid,  
Daß Du mir's raubtest so vor der Zeit?  
Schon hatt' ich im Geist meinen Sohn gesehn  
Als Mann, wie sein Vater so brav und schön ...  
O Gott, verzeh meinem frevelnden Schmerz  
Und tröste das leidende Vaterherz.“

daß man sowol das Parlament, wie Herrn Necker und Lafayette aus dem Spiel lasse, dafür aber ihrem Hofstaate, wie sie die sie umgebenden Damen nannte, eine ganze besondere Uebervorsicht in Aussicht gestellt.

Mit einem feinen böshaftern Lächeln ließ sie ihre Blicke von einer der Damen zur andern wandern, in jedem Gesichte den Ausdruck der gespanntesten Neugierde wahrnehmend, obgleich keine sie nur mit einem Worte zu befragen wagte. Plötzlich vernahm man wie aus weiter Ferne leise Töne, als ob eine göttliche Hand einem Instrumente sanfte Klagen entlocke. Eine sichtbare Bewegung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. „Hören Sie,“ sagte die Marquise, „die Uebervorsicht naht. Ich habe den liberalen Ideen unseres Zeitalters eine

Concession machend, einen Violinspieler aus dem Volke, der bedeutendes Talent besitzen soll, hierherbestellt, um uns während des Abends zu unterhalten.

In diesem Augenblicke öffnete ein Diener die Thür und meldete: „Signor Fabioni.“

„Ein Italiener?“ fragte erstaunt die Signora Campioni, während die Dame des Hauses mit der Miene einer Königin den Musiker einzulassen befahl. Aller Augen wandten sich nach der Thür, durch welche zu nicht geringer Enttäuschung der Neugierigen ein junger, im höchsten Grade bescheiden gekleideter Mann eintrat, der, seine Geige unter dem Arm, am äußersten Ende des Zimmers stehen blieb, sich tief verneigte und gebendet von der Versammlung schöner tief gekleideter Damen, wie von dem mit dem raffiniertesten Luxus ausgestatteten Salon nicht weiter vorzuschreiten wagte.

„Treten Sie näher, mein Herr,“ sagte mit herablassendem Wohlwollen die Marquise, „wir haben von Ihrem Talente gehört und wünschen es kennen zu lernen und ihm Beifall zu spenden.“

Etwas ermutigt durch diese Worte trat der junge Mann einige Schritte vor und erhob den Kopf. Die Gesellschaft blickte in ein bleiches, sanftes Gesicht, in welchem die Geschichte unendlichen Leidens mit leserlichen Zügen geschrieben stand. Die großen schwarzen Augen blickten gepensterhaft aus tiefen Höhlen, die gelbliche Blässe der eingesunkenen Wangen, die hohe schon gesuchte Stirn, die zusammengepressten Lippen machten einen tief schmerzlichen Eindruck.

„Ihr Talent ist mir gerühmt worden,“ fuhr die Marquise fort, „Sie finden hier ein Ihrer würdiges Auditorium, Signor Fabioni, in Frankreich liebt, ehrt und ermutigt man die Künstler.“

Fabioni warf einen schüchternen Blick auf die Versammlung und sagte dann sich tief vor der Marquise verbeugend: „Gnädige Frau, wer Ihnen auch von meinen Fähigkeiten gesprochen haben mag, er hat dieselben sicher übertrieben; ich bin in der That nicht würdig vor einer solchen Gesellschaft zu spielen.“

„Doch, doch, Sie spielen sehr gut,“ erwiderte nachlässig die alte Dame, „Peter hat es mir gesagt und der versteht sich darauf, er ist selbst so ein Stückchen Musikant und hat auf seinem Dorfe immer zum Tanze aufgespielt.“

„Peter?“ fragte schüchtern Fabioni.

„Mein Diener,“ antwortete die Marquise in einem Tone als sei dies die natürlichste Sache von der Welt.

„Beurtheilt durch einen Dorfmusikanten, empfohlen durch einen Bedienten, das ist hart,“ dachte der junge Mann. Seine Lippen zuckten, eine schlichte Röthe überzog seine blassen Wangen, eine Thräne rollte langsam aus seinen brennenden Augen herab, dann sich ermannend sagte er: „Befehlen die Frau Marquise, ich werde gehorchen.“

„Einem Künstler befehlt man nicht, man hört ihm zu,“ entgegnete die alte Dame und Fabioni ergriff den Bogen und begann sein Spiel mit zwei Accorden, die man die Klagen eines Sterbenden hätte nennen können. Hierauf kam eine Melodie, selbst in ihrem Rhythmus, bald ungestüm heftig, bizarr, bald zögernd, sanft, poetisch, wie eine von Engeln gesungene Symphonie; ohne Uebergänge kamen dann wieder unerwartete Accorde, seltsame Arpeggio, welche der Ausdruck des tiefsten Schmerzes, das Geschrei der Verzweiflung zu sein schienen.

Das Auditorium war aufs tiefste erschüttert, mehre der Damen vergossen Thränen, die Signora Campioni war in tiefes Nachsinnen versunken, sie bemühte sich jene beiden Accorde, den Nachschrei einer gefolterten Seele in Worte zu übersetzen. Fabioni bemerkte nichts von dem, was um ihn vorging, er spielte immer noch, schien aus einem unsichtbaren Buche eine in Tönen ausgedrückte herzzerreißende Geschichte — seine Geschichte — abzulesen. Ermattet stützte er sich, nachdem er endlich den Bogen sinken gelassen, auf die Lehne eines Stuhles, niemand wagte ihm Lobspüche zu zollen, eine feierliche Stille herrschte.

„Wahrhaftig, ich bin bewegt,“ sagte die Marquise de Simian endlich, beinahe unwillig eine Thräne aus dem Auge wischend, während die Herzogin von Mauseigneuse dem Künstler freundlich die Hand reichend fragte:

„Sie müssen viel gelitten haben, mein Herr?“

„Sehr viel, gnädige Frau,“ entgegnete Fabioni mit leiser Stimme.

„Sie fühlen tief,“ fügte die Baronin von Sourivan hinzu, „Ihre Musik ist das Echo eines edlen Herzens.“

Fabioni trodnete mit dem Taschentuche die kalten Schweißtropfen von der Stirn und griff krampfhaft in die Luft — er wankte. Die Signora Campioni schob einen Stuhl herbei. „Maestro,“ sagte sie dabei, dieses Wort ganz besonders betonend, nur ein Mann vermag so zu spielen wie Sie, es ist Viotti.“

„Mein Lehrer,“ sagte der junge Mann in den Stuhl sinkend. Wieder herrschte tiefes Schweigen und abermals war es die Marquise de Simian, welche dasselbe brach, indem sie die ihrer Natur so vollständig widerstrebende Traurigkeit abschüttelnd zu dem Musiker sagte: „Sie sind ein großer Künstler, Signor Fabioni, und haben uns alle auf das tiefste bewegt, könnten Sie aber nicht jetzt etwas Heiteres, Lebendiges hören lassen, vielleicht eine Barcarole ihres Vaterlandes oder einen lustigen italienischen Bolero.“

Der Musiker gehorchte schweigend und begann sich aus dem Stuhle nicht ohne Anstrengung erhebend, eins jener italienischen Lieder von einer so süßen, rührenden, poetischen Melodie, wie man sie nur hört von den Gondeln, welche zwischen den Lagunen Venedigs dahingleiten, von den Barken, die den Golf von Neapel durchfurchen. Während dieses Spiels gingen die Bedienten, Früchte und Backwerk auf silbernen Tellern herbeitragend, hinter Fabioni weg, so daß dieser sie in dem vor ihm hängenden Spiegel sehen konnte. Ein heftiger Schmerz schien ihn zu durchzuden, seine Lippen pressten sich aufeinander, seine Augen wurden starr und gläsern, sein Spiel nahm einen andern Charakter an. Es wurde fieberhaft, wild, die sanfte Melodie ging über in abgerissene, bittere, herzzerreißende Töne. Die Bedienten kamen und gingen, die Früchte wurden ihm zu phantastischen Gestalten, das Backwerk zu flammensprühenden Bergen, die sich auf den armen Geigenpieler stürzten, der immer noch die Verwirrung seines Hirns durch die Töne seines Instrumentes wiedergab. Endlich verschleierten sich seine Augen, der Boden wankte unter seinen Füßen, die Hand ließ den Bogen sinken — er ward ohnmächtig.

Im höchsten Grade erschrocken eilten ihm die Damen zu Hilfe. Die Marquise von Campioni tauchte ihr Taschentuch in eine Essenz, welche Charlotte ihr darreichte, und rieb damit die Schläfe des Bewußtlosen, der unter diesen Bemühungen die Augen wieder aufschlug.

„Geholen Sie sich doch, mein junger Freund,“ sagte die

Marquise de Simian, „warum sagten Sie uns denn nicht früher, daß Sie sich unwohl befinden, wir hätten Sie ja dann nicht veranlaßt noch weiter zu spielen.“

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich hier solche Störung verursache, aber es wird sogleich vorüber sein,“ stammelte der junge Mann in einem Tone, der seine Worte klagen strafte.

„Nein, nein, sie sind sehr leidend,“ sagte Frau von Sourivan, „was fehlt Ihnen?“

Fabioni senkte den Kopf ohne zu antworten.

„Sprechen Sie,“ drängte die Gräfin Blinville.

„Ich kann nicht.“

„Aber sprechen Sie doch, Sie ängstigen uns,“ bat die Marquise de Simian.

„Sie wollen es,“ sagte der junge Mann sich zur Hälfte aus seinem Stuhl erhebend, „nun wolan gnädige Frau, was mir fehlt ist . . . o ich wage es nicht zu sagen, es ist zu entschuldig, was mir fehlt ist — Brod!“

„Brod!“ riefen die Zuhörerinnen, welche alle keinen Begriff hatten, welche Höhe menschliches Glend erreichen kann. Fabioni war erschöpft in seinen Stuhl zurückgesunken, Charlotte hatte eilig einen Teller voll Backwerk herbeigebracht und reichte, sich über ihn beugend, ihm denselben zitternd dar.

Der Künstler ergriff mit gieriger Hast einen Kuchen, ein beinahe wilder Ausdruck malte sich in seinen Zügen, als er ihn zum Munde führte; aber ohne ihn zu berühren, ließ er ihn wieder sinken. Heiße Thränen entströmten seinen Augen und das mit so großer Hast ergriffene Gebäck weit von sich schleudernd rief er mit verzweifelnder Bitterkeit: „Es ist zu spät, ich bin verloren.“

„In Ihrem Alter,“ sagte die Frau von Sourivan tröstend, „erholt man sich bald von vorübergehenden Entbehrungen.“

„Das wol gnädige Frau, aber nicht, wenn man zehn Tage verlernt hat, ohne Nahrung zu sich zu nehmen.“

„Zehn Tage,“ wiederholte mit Schrecken der Zuhörerkreis, „ein Talent wie das Ihrige?“

„Was nützt dies in einer Stadt, wo man unbekannt, verlassen ist?“

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde?“

„Sind in der Heimath, die zu verlassen mich der Stolz getrieben. Ich begleitete eines Tages in einem zu einem wohlthätigen Zwecke veranstalteten Concert meinen Lehrer Biotti. Er spielte eine seiner eigenen Compositionen, elektrisirte mich, riß mich mit fort, so daß der nach Beendigung des Stückes erlösende Beifall uns Beiden gependet ward, und mein Lehrer, mich umarmend, mich seinen Freund, seinen Bruder nannte. Dieser ungewohnte Weibrauch des Lobes berauschte mich, ich ward undankbar, beschloß meinen Freund zu verlassen und nach Paris zu gehen. Acht Tage später trat ich meine Reise an, zu Fuß, unterwegs spielend, um ein Stück Brod, ein Nachtlager in einer Scheune zu verdienen. Von Anstrengungen und Entbehrungen erschöpft, kam ich in Paris an, einige Male spielte ich in geringen Gasthöfen, aber auch dort wollte man mich nicht mehr hören, meine Musik war zu traurig. Auf dem Wege hatte mir meine Geige das Leben gerettet, in Paris ließ sie mich verhungern.“

Der Unglückliche hatte langsam und mit immer leiser werdenden Stimme gesprochen. Jetzt verstummte er ganz, die Schwäche übermannte ihn und er konnte nur mit bitrender Geberde nach seinem Instrumente deuten; er fühlte sein Leben erschleiden und wünschte zu sterben, seine Geige in der Hand. Charlotte reichte sie ihm. Noch einmal belebte sich sein Auge und unterfüßt von der Marquise di Campioni, seiner Landesmännin, entlockte er dem Instrumente Töne, die zu hören nur selten Sterbliche gewürdigt sind. Immer schwächer wurden die Klänge, dann kam ein Accord, der ein göttlicher Ruf, ein letztes Lebewohl zu sein schien. Der Künstler schloß die Augen, die Geige entglitt seinen Händen und er selbst sank entsezt in die Arme der Marquise di Campioni. Einer gemeinschaftlichen Eingebung folgend, sanken alle Anwesenden auf die Knie und verrichteten ein stilles Gebet für den Dahingegangenen.

Ein Papier war aus seinen Kleidern zu Boden gefallen. Die Marquise di Campioni hob es auf als das Vermächtniß eines edlen Herzens. Es war eine Composition, betitelt: „Das letzte Lebewohl.“ Die Marquise di Campioni suchte und fand für das letzte Werk ihres unglücklichen Landsmannes einen Verleger. Das letzte Lebewohl soll demselben 120,000 Francs eingebracht haben. — Der Componist war vor Hunger gestorben. r . . .

### Die Gesellschaft eines Kindes.

Tröstend und erhebend ist der Blick hinauf zum Himmelszelt, zu den ewigen Sternen, welche unverrückbar ihre Bahnen wandeln, tröstender und erhebender ist aber der Blick in das Auge eines Kindes. Die ewigen Sterne sind außer uns, unerreicherbar und uns deshalb fremd, das Kind aber ist unmittelbar zu uns gehörig. Die Sterne predigen uns von einer Welt, die wir zu erwarten haben, das Auge des Kindes, jener klare Duell unverhüllter Gedanken, spricht von einer Welt, der wir angehören und von deren beseligender Ursprünglichkeit wir uns nur durch eigene Schuld entfernt haben. Voll von Liebe, Hoffnung, unschuldiger Neugierde blickt das Kind uns an, führt uns in jeder seiner Aeußerungen zurück in das verlassene Eden. Wie ernsthaft faltet ein Kind im Gebete die kleinen Hände, wie glänzend ist seine Freude, wie zärtlich, wie hingebend seine Anhänglichkeit. Der Mensch, welcher nie die Gesellschaft eines Kindes suchte, ist unachtam an einer der größten Lebensfreuden vorübergegangen, an keinem Wege hat eine seltene Blume geblüht, aber er hat verschmäht, sie zu pflücken, hat ihren Werth nicht gekannt. „Das Kind versteht dies oder jenes noch nicht“ ist eine Redensart, die weit häufiger angewendet wird, als sie gerechtfertigt ist. Das Kind hat ein erhabenes Verständnis — das Verständnis des Herzens. — Es empfängt schon sehr frühe die Heiligkeit und beseligende Wirkung der Religion, hat ein tiefes Mitgefühl für den Schmerz. Sprich mit dem Kinde von einem Verlust, der Dich betroffen, von einem Kummer, der an Deinem Leben nagt; es wird nicht deuten und fragen, ob Dein Leid gerechtfertigt, wird nicht abwägen, ob Deine Trauer um den Verlust der Größe desselben angemessen sei, aber es wird Dich mit um so größerer Zärtlichkeit umfassen, seine Seele wird sich der Deinigen anschmiegen, als ob es die Gefühle, welche Dich in diesem Augenblicke erfüllen, zu den seinigen machen wolle. Die Gesellschaft eines Kindes ist ein süßer Trost in Schmerzen, eine heilige Mahnung im Glücke, zu allen Zeiten aber das Band, welches uns am innigsten verknüpft mit dem Paradies der Keinheit, Anschuld und Ursprünglichkeit.

### Büchertisch.

In C. F. Amelang's Verlag in Leipzig erschien eine Sammlung Gedichte, herausgegeben von Albert Traugott und versehen mit Illustrationen von namhaften Künstlern, u. Gustav Süss, Paul Thumann u. A. Deutsche Lieder in Volkess Mund und Herz, ist der eben so schöne, als wertvolle Titel dieses Werkes, denn er drückt vollständig aus, was jeder Leser bei einer näheren Prüfung des Inhaltes empfinden muß. Das Beste, was ältere und neuere Dichter dem deutlichen Volke geschenkt, die eigentliche Volkspoesie, welche sich lebendig erhalten im „Munde und Herzen“ des gesammten Volkes, während die Verfasser der Lieder zum großen Theil längst verschlungen sind vom Strome der Zeit, ist hier zu einem sinnigen Ganzen geordnet. Die äußere Ausstattung des Buches ist dabei höchst elegante, künstlerisch vollendete und bildet eine würdige Schale des gebiegten Kernes.

Eine recht weite Verbreitung verdient ferner das Lebensbild einer edlen, frommen Fürstin, der verwitweten Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, von J. Fabn, Verlag von August Hildebrand in Schwerin, das wol ursprünglich hauptsächlich für mecklenburgische Leserrinnen bestimmt und, obgleich es bereits die dritte Auflage erlebt, nur wenig jenseit der Grenzen dieses Landes bekannt ist. Die Schilderung dieses echt weiblichen, wahrhaft christlichen Charakters die Darstellung eines fürstlich-häuslichen Familienlebens dürft für jedes Frauenemüth eine eben so ansprechende als wohlthätige Lectüre sein.

Zum erstenmale liegt uns, und zwar in reicher Ausstattung eine bei Dswald Seehagen in Berlin erschienene vollständige Sammlung von Julius Rodenbergs Gedichte vor. Was uns bisher zerstreut in Blättern und Sammlungen oder getragen auf den Fittigen der Musik von den lyrischen Schöpfungen dieses Dichters zugekommen, das finden wir hier vereinigt und vernebelt durch vieles Neue und Schöne. Die Dingen unserer Leserinnen, welche Julius Rodenberg bereits kennen, werden die Erscheinung dieses Werkes gewiß mit Freude begrüßen, diejenigen aber, welche hier zum erstenmale schöpferisch am dem frischen, kräftigen Brunnen seiner Poesie, fressen gewiß gern und häufig zu demselben zurück.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart veranstaltet eine Gesamtausgabe von Berthold Auerbachs Schriften in 22 Bänden, bereichert durch die neusten Erzeugnisse der Feder des berühmten Autors. Die ersten beiden Bände der Ausgabe liegen bereits vor, die andern werden in Zwischenräumen von je vierzehn Tagen folgen. Einer Empfehlung dieser Werke bedarf es nicht. Berthold Auerbach ist bekannt und beliebt, „so weit die deutsche Zunge klingt“, was er gethan für die deutsche Literatur redet so laut, daß alles, was Einzelne zu seinem Ruhme sagen könnten dagegen verhallt.

### Gesellschaftstänze.

Der große Anflug, den die von uns in den vorhergehenden Jahrgängen veröffentlichten neuen Gesellschaftstänze im Kreise unserer Leserrinnen gefunden so wie die uns von vielen Seiten zugegangenen Bitten um weitere Zusätze dieser Mittheilungen, veranlaßten uns, in diesem Jahre ebenfalls der Saison der Balls auch nach dieser Seite hin Rechnung zu tragen und abermals eine Reihe neuer Tänztouren in Abtheilung und Beschreibung zu veranschaulichen. (Es wird jedoch zu einer detaillirten Darlegung der heute mitzubehandelnden Cotillontouren übergehen, halten wir es im Interesse unserer Abonnentinnen für angemessen, die schon in den früheren Jahrgängen gegebene allgemeine Erklärung der sammtliche Tänztouren erläuternden Abbildungen — Choreographie — hier zu wiederholen.)

Die Herren sind auf den Abbildungen durch das Zeichen H, die Damen durch das Zeichen D dargestellt. Der Punkt bezeichnet den Kopf der Tänzerin und die Richtung ihres Gesichtes. Die Zahl in dem Personenzeichen bedeutet das Paar, zu welchem der Herr oder die Dame gehören. Die von den Personenzeichen der Dame ausgehende durchbrochene Linie . . . . . bezeichnet den Weg, welchen die Tänzerinnen nehmen sollen. Die an den Enden der Linien befindlichen Pfeilspitzen H (Herren), D (Damen) geben das Ziel an, welches die Tänzerinnen in den für die Figur angegebenen Tacten und Taktstrichen zu erreichen haben; wo der äußerste Punkt der Pfeilspitze am Ziele hinweist, dahin sollen die Gesichter der Tänzerinnen gerichtet sein. Zeichen — deutet an, daß der Herr die Dame zum Mundtanz umfaßt, das Zeichen — ist das Zeichen „Handgebens“.

#### „Die Sterne“.

#### Cotillontour mit Walzerschritt, 3/4 Tact.

Aus dem Cotillontourenkreise tanzen vier Paare vor und walzen einmal im Saale herum. Jeder der vier Herren wählt hieran zwei Damen und einen Herrn, jede der vier Damen wählt zwei Herren und eine Dame. Es sind mithin jetzt 16 Tänzer und 16 Tänzerinnen, welche sich sogleich bei der Wahl paarweise ordnen, und zwar in der Art, daß der aufführende Herr die Gewählten zur rechten, die aufführende Dame die Gewählten zur linken Hand bekommt. Je zwei Tänzer und Tänzerinnen reichen sich die Hände, bilden eine Reihe zu zwei Paaren und die Wählenden führen ihre Reihen in die Aufstellung zur Tour. Diefelbe bildet eine Gruppe von acht aufeinander folgenden Reihen, von welchen je zwei Reihen mit dem Gesichte nach gleicher Richtung (der aufführende Herr am linken, die aufführende Dame am rechten Flügel ihrer Reihe) zu stehen kommen.

Zur Erleichterung für den Leiter des Tanzes und zur Erreichung einer Consequenz bei der Beschreibung der folgenden Touren werden die aufgestellten Reihen nicht nacheinander mit den laufenden Zahlen 1 bis 8 bezeichnet, sondern die ersten vier Reihen erhalten die Zahlen von 1 bis 4, dann springt die Zahlenfolge nach dem entgegengesetzten Ende der Aufstellung, die äußere Reihe erhält die Zahl 5, die folgende die Zahl 6 u. s. w., so daß die vierte und achte Reihe sich gegenüberstehen und auf die Reihen der aufführenden Herren die ungleichen, auf die Reihen der aufführenden Damen die gleichen Zahlen fallen. Ferner wird nur immer ein Paar jeder Reihe, und zwar der aufführende Herr mit der ihm durch die Wahl zu Theil gewordenen Dame und die aufführende Dame mit dem ihr durch die Wahl zu Theil gewordenen Herrn mit der betreffenden Zahl benannt, da das andere, nicht mit Zahlen bezeichnete Paar stets nur dem führenden Paare zu folgen hat. Im Uebrigen gilt auch für diese Tour die vorstehend gegebene Erklärung der in der Choreographie vorkommenden Zeichen.

Figur 1a. 4 Tacte. Les quatre cerceles.

Die acht Reihen beginnen die Tour gleichzeitig, und zwar führt Herr 1 (erste Reihe) seine Reihe nach links in einem halben Bogen vor, während Dame 2 (zweite Reihe) ihre Reihe in

einem halben Bogen nach rechts (der ersten Reihe gegenüber) vorführt, worauf beide Reihen sich sogleich zu einem Kreise verbinden.

An der entgegengesetzten Seite der Aufstellung führen Herr 5 nach links und Dame 6 nach rechts ihre Reihen gleichfalls in einem halben Bogen vor, einander entgegen und bilden ebenfalls einen Kreis.

Die Herren 3 und 7 führen ihre Reihen seitwärts nach links in einem halben Bogen heraus, während die Damen 8 und 4 ihre Reihen seitwärts nach rechts in einem halben Bogen herausführen. Die Reihen 3 und 8 und 7 und 4 kommen auf diese Weise einander gegenüber und verbinden sich zu Kreisen.

Figur 1b der Choreographie zeigt die am Schluß der Tour (Fig. 1a) gebildeten 4 Kreise.

Figur 2a. 4 Tacte. Le grand carré.

Jeder der vier Kreise tanzt en rond links herum; jedoch läßt der aufführende Herr (ungleiche Zahl) sogleich beim Beginn der Ronde die Dame zu seiner Linken los und führt seinen Kreis nach der Seite, wo derselbe sich gebildet, in eine gerade Linie, so daß am Schluß der Tour sich aus den vier Kreisen ein großes Carré gebildet hat. An dem linken Flügel jeder Reihe desselben befindet sich ein aufführender Herr, an dem rechten Flügel jeder Reihe eine aufführende Dame.

Figur 2b der Choreographie zeigt das am Schluß der Tour (Fig. 2a) gebildete grand carré.

Figur 3a. 2 Tacte. L'Etoile.

Jeder aufführende Herr schwenkt mit seiner Reihe nach

links der zu seiner Linken stehenden Reihe einer aufführenden Dame entgegen; jede aufführende Dame schwenkt mit ihrer Reihe nach rechts der zu ihrer rechten Hand stehenden Reihe eines aufführenden Herrn entgegen. Die acht Reihen bilden durch diese Schwenkung einen Stern, in welchem je zwei Reihen einander gegenüber kommen. Herren und Damen lassen die Hände ihrer Tänzer resp. Tänzerinnen los und die sich gegenüberstehenden Reihen croissiren, wobei jeder rechts bei seinem vis à vis vorüberläuft. Nach dem Croissiren reißt sich jede Reihe sogleich wieder die Hände.

Figur 3b der Choreographie zeigt die Stellung nach dem Croissiren in Figur 3a.

Figur 3c. 2 Tacte. Les quatre cercles.

(Figur 3a und Figur 3c zeigen im Tanze unmittelbar aufeinander, da beide Figuren nur eine Tour bilden.)

Zugleich nach dem Croissiren (Schluß der Figur 3a und Aufstellung nach Figur 3b der Choreographie) verbindet sich jede Reihe mit der zweiten ihr entgegenkommenden Reihe zu einem Kreise, wodurch wieder vier Kreise wie in Figur 1a gebildet werden.

Figur 4, 6 und 8. Le grand carré

sind die Wiederholungen der Figur 2a von den veränderten Plätzen der Tanzenden aus.

Figur 5a, 7a und 9a. L'Etoile

sind die Wiederholungen der Figur 3a von den veränderten Plätzen der Tanzenden aus.

Figur 5b und 7b. Le grand carré

sind die Wiederholungen der Figur 3c.

Figur 9b. En place pour la valse.

Die Kreise tanzen zur ersten Aufstellung zurück (Figur 1, acht Reihen hintereinander), wobei jedoch alle sieben Paare, welche auf einer Seite mit dem mit 1 bezeichneten Paare zu stehen kommen, sich jetzt mit dem Gesicht auch nach derselben Richtung wie genanntes Paar wenden. Ebenso placiren sich alle sieben Paare, welche auf der Seite des mit 5 bezeichneten Paares zu stehen kommen, mit dem Gesichte nach derselben Richtung wie Paar 5.

Figur 10. Valse.

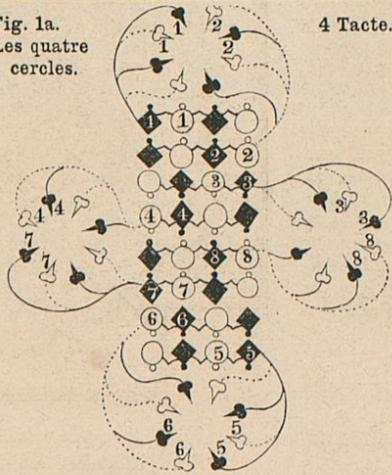
Alle Paare walzen, wobei die Paare 1 und 5 führen und die mit ihnen in gleicher Richtung stehenden Paare ihnen folgen.

Cotillontour „Die Sterne“, mit Walzerschritt. 3/4 Tact.

Fig. 1. Aufstellung zur Tour.



Fig. 1a. Les quatre cercles.



4 Tacte.

Fig. 1b. Aufstellung am Schluss der Fig. 1a.

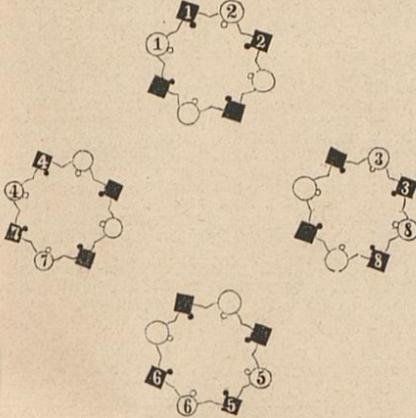


Fig. 2a. 2 2 2 2 1 1 4 Tacte. Le grand carré.

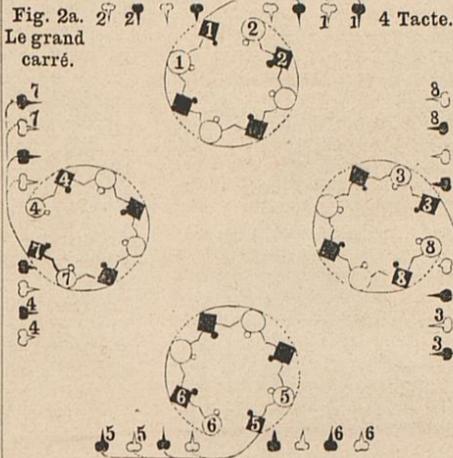


Fig. 2b. Aufstellung am Schluss der Fig. 2a.

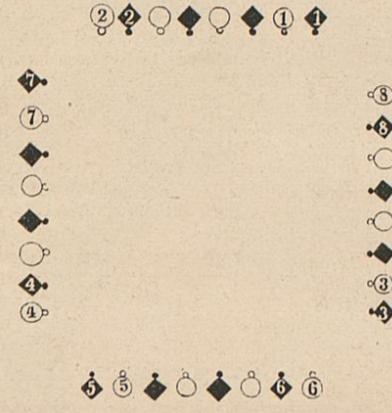


Fig. 3a. L'Etoile. 4 Tacte.

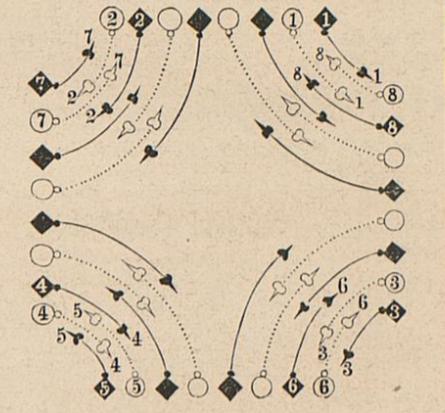


Fig. 3b.

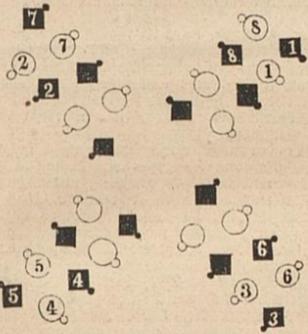


Fig. 3c. Les quatre cercles. 2 Tacte.

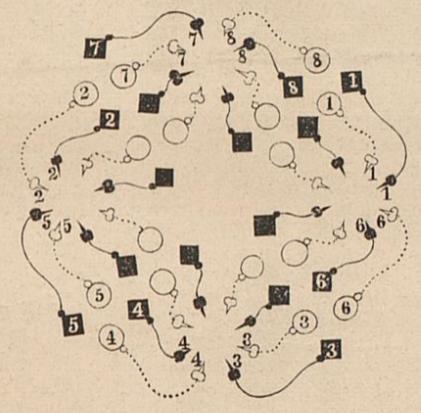


Fig. 4. 2 2 2 2 1 1 4 Tacte. Le grand carré.

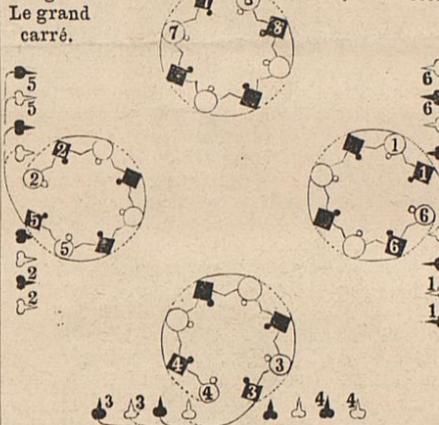


Fig. 5a. L'Etoile. 2 Tacte.

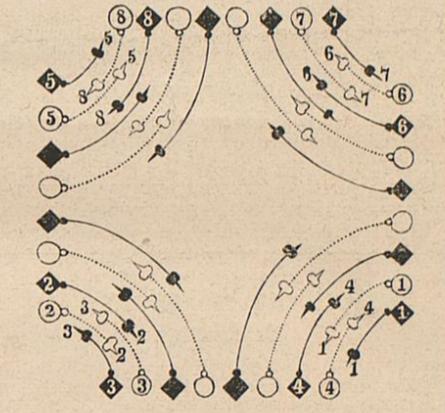


Fig. 5b. Les quatre cercles. 2 Tacte.

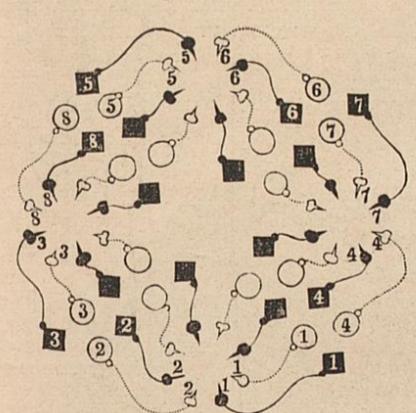


Fig. 6. 2 2 2 2 1 1 4 Tacte. Le grand carré.

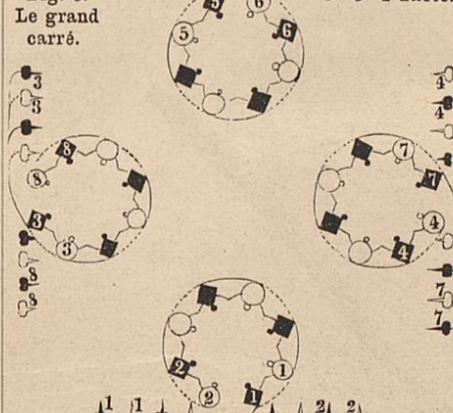


Fig. 7a. L'Etoile. 2 Tacte.

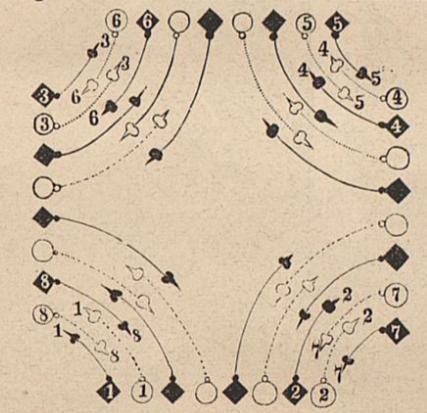


Fig. 7b. Les quatre cercles. 2 Tacte.

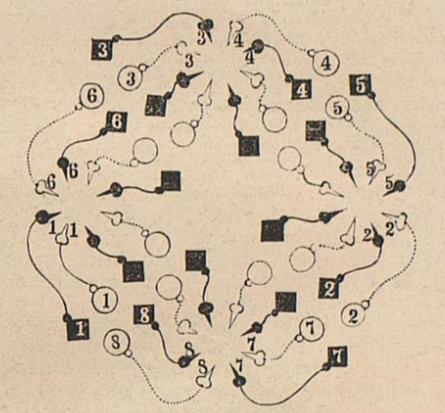


Fig. 8. 2 2 2 2 1 1 4 Tacte. Le grand carré.

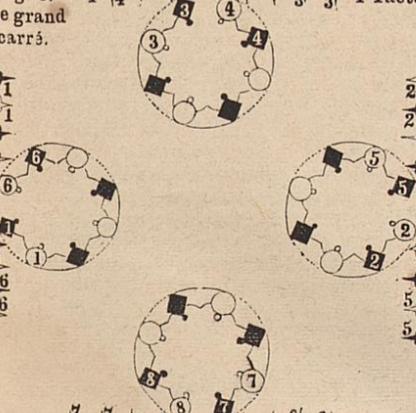


Fig. 9a. L'Etoile. 2 Tacte.

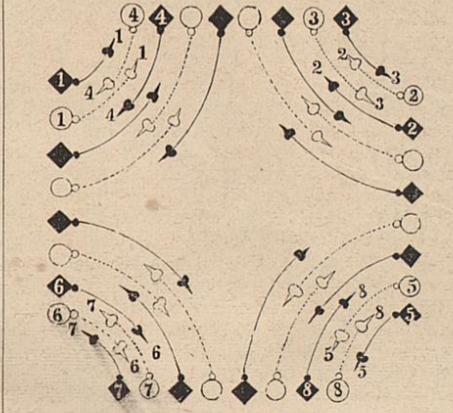


Fig. 9b. En place pour la valse.

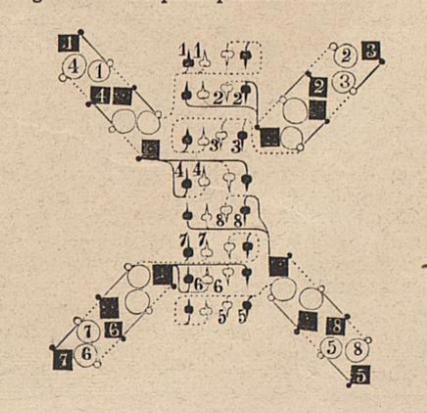
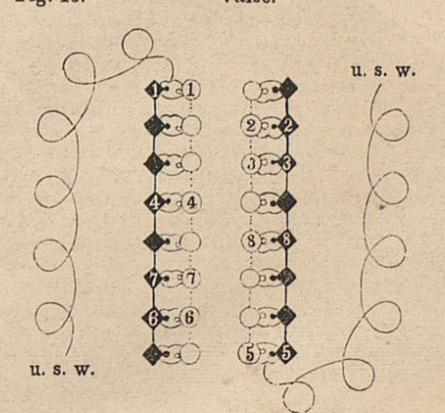


Fig. 10. Valse.



u. s. w.

u. s. w.

